THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

107. JAHRGANG 1959 1. HEFT

Papst Pius XII. zum Gedenken

Am frühen Morgen des 9. Oktober 1958 ist Seine Heiligkeit Papst Pius XII. in der Sommerresidenz Castel Gandolfo nach einem für die Kirche und die ganze Welt überaus segensreichen Pontifikat von 19 Jahren, 7 Monaten und 7 Tagen im 83. Lebensjahre gestorben. Keinem Papst vor ihm wurden bis hinein in nichtkatholische, ja sogar nichtchristliche Kreise so viele Nachrufe gewidmet, in denen Trauer über den schweren Verlust, Dank, Anerkennung und Bewunderung zum Ausdruck kamen. In den folgenden Zeilen soll das Bild des Pacelli-Papstes noch einmal in einigen charakteristischen Zügen vor unseren Augen erstehen.

Es ist falsch, die Geschichte eines Papstes mit dem Tag der Wahl zu beginnen. Manche Päpste haben als Kardinäle mehr für die Kirche gewirkt als während ihres Pontifikates; als Beispiel wird Gregor VII. angeführt. Wir glauben nicht, daß man das auch von Pius XII. sagen kann, fällt doch seine Kardinalszeit unter die Regierung Pius' XI., der wohl zu den ausgeprägtesten und selbständigsten Päpsten der letzten Jahrzehnte zählt. Trotzdem wird es einmal die Aufgabe der Forschung sein, zu zeigen, wie gerade die Haltung des Kardinalstaatssekretärs Pacelli sich auf den Pontifikat Pius' XI. auswirkte. Als die Engländer knapp nach dem Krieg die Berichte der deutschen Botschaft beim Vatikan an das Auswärtige Amt in Berlin herausgaben, war es hochinteressant, die Kurzberichte des damaligen deutschen Botschafters von Bergen über seine Gespräche „mit Pacelli" zu lesen; der Kardinalstaatssekretär war bemüht, in den Spannungen, die sich zwischen Pius XI. und der deutschen Reichsregierung ergaben, abzuschwächen und zu vermitteln. Eines können wir sicher heute schon aus der Kardinalszeit des heimgegangenen Heiligen Vaters sagen: er war ein hervorragender Kardinal in jedem Sinne des Wortes. So ragte er buchstäblich aus dem Zug der Kardinäle hervor, wenn er mit seinem langjährigen Freund, dem Kardinal Marchetti-Selvaggiani, zu den großen Funktionen in St. Peter einzog, er ragte hervor durch seine besondere Sammlung und Frömmigkeit während der feierlichen Zeremonien, die er als Erzpriester von St. Peter vollziehen mußte. Wir denken da besonders an den Peterstag in der Peterskirche mit seiner besonderen Note in der Reihe der Feste des römischen Kirchenjahres: der strahlende Sonnenschein, die schönen Blumen, der einzigartige Gesang der Capella Giulia und die südländische

Bewegung spielen in einer Weise zusammen, die man nur erleben kann. Der hieratische Ernst des Staatssekretärs in der Pracht der liturgischen Gewänder wirkte wie ein Stück nordischer Strenge inmitten römischer Gelöstheit.

Pius XII. wurde groß unter dem Pontifikat Leos XIII., des großen Lateiners, der aus dem Herzen Latiums kam und zeitlebens die Weite des Geistes und der Landschaft von Latium wahrte. Der junge Prälat Pacelli erlebte aus der Nähe Pius X. den Heiligen; der Nuntius in München und in Berlin war der Gesandte Benedikts XV., des klugen Friedenspapstes, der die Kirche mit diplomatischer Routine durch den ersten Weltkrieg und durch die ersten Nachkriegsjahre führte; der Staatssekretär Pacelli war der Minister Pius' XI., dem die Weissagung des Malachias das Prädikat „Fides intrepida" beilegte. Gehen wir fehl, wenn wir sagen, daß sich im Pontifikat Pius' XII. die Latinität Leos XIII., die Heiligkeit Pius' X. und die Festigkeit Pius' XI. widerspiegeln? Erinnert nicht vieles, was Pius XII. im Kriege zum Wohl der Menschen wirken durfte, an Benedikt XV.? Aber nicht nur unter großen Päpsten ist Pius XII. herangewachsen, er hatte auch hervorragende Lehrer. Wir finden den Namen des jungen Monsignore Pacelli unter den Trauergästen bei der Beisetzung des berühmten Kardinals Mariano Rampolla del Tindaro, der als der letzte große Schuldiplomat der vatikanischen Diplomatie gilt. Sozusagen als Chefs hatte der junge Prälat und Nuntius die Kardinäle Raphael Merry del Val und Pietro Gasparri, beide zusammen mit Rampolla große Diplomaten, aber jeder mit einer ganz eigenen Originalität; ja, man muß sagen: drei große Männer, die charakterlich Gegensätze waren. Wiederum scheint es uns, daß Pius XII. diese so eigenartigen Vorbilder, soweit dies menschenmöglich ist, zu einer Synthese vereinigte. Doch auch die besten Lehrer richten nichts aus, wenn ihr Zögling nicht die nötigen Voraussetzungen mitbringt. Schön charakterisiert in diesem Zusammenhang Pietro Bargellini in einem Nachruf für den toten Papst seine Kindheit mit dem Wort „Güte", sein Heranwachsen mit dem Wort „Gelehrigkeit", seine Jugend mit dem Wort „Intelligenz" („L'Osservatore della Domenica", Anno XXV, N. 41 vom 12. Okt. 1958).

Pius XII. war ohne Zweifel einer der besten Redner seiner Zeit, seine hohe Gestalt und der feine Gestus lassen an den antiken Rhetor denken; der Esprit fehlte nicht, aus dem Römer sprach die europäische Gesinnung. Noch jetzt ist uns der affektvolle Ton des Pontifex in Erinnerung, als er in den sturmbewegten Augusttagen des Jahres 1939 ausrief: „È con Noi l' anima di questa vecchia Europa" (Mit Uns ist die Seele dieses alten Europa), wobei aus dem Wort „vecchia" Erregung und Angst herausklangen. Es war ein interessanter Gegensatz, in den ersten Jahren des Pontifikates den genialen Orator im Vatikan mit dem diktatorischen Massenredner der Piazza Venezia zu vergleichen. Sicher war auch Mussolini ein

geübter Rhetoriker, der hauptsächlich mit Kürze und Spott arbeitete. Die Stärke des päpstlichen Redners dagegen war die Wucht der Argumente und die weise Benützung zahlreicher rhetorischer Hilfsmittel. — Pius XII. liebte lange Perioden, formulierte aber oft auch so kurz, daß einem die Sätze bis heute im Gedächtnis geblieben sind. Aus der Homilie bei der Heiligsprechung der sel. Gemma Galgani etwa der Satz: „Gemma, nomen, omen!" Oder bei einem Friedensappell die prägnante Formulierung: „Alles kann verloren sein mit dem Krieg, nichts ist verloren mit dem Frieden!" Das letzte Geheimnis der Kraft der Worte des Papstes ist der einfachste und auch schwerste „Kunstgriff" aller Rhetorik: Pius XII. war von dem, was er sagte, nicht nur überzeugt, sondern auch zutiefst ergriffen. Am Abend des 24. Juni 1939 gab der Papst den Theologiestudenten Roms eine große Audienz. Drei Sätze klingen uns heute noch nach, mit solcher Eindringlichkeit waren sie gesprochen. Bei der Aufzählung der Wichtigkeit der theologischen Disziplinen umriß der Papst auch die Aufgabe der Kirchengeschichte: sie soll uns zeigen, wie weit die Kirche im Nachgeben gehen kann und „ubinam immobilis stare debeat." Auf das persönliche Leben der Alumnen kommend, warnte der Papst — es waren Tage großer internationaler Spannung —, sich zuviel mit Politik zu befassen: „Haec tractare vestrum non est." Wohl die eindringlichste Stelle — Gestus, Stimmstärke und Gesichtsausdruck wirkten mit — kam bei der Vorbereitung auf die priesterliche Keuschheit. Wenn ein Theologe sich dazu zu schwach fühlt, „eum obsecramus, ut a Seminario discedens alio se conferat."

Die Kenntnis vieler Sprachen und das überdurchschnittliche Gedächtnis des Papstes unterstützten seine geniale Rednergabe. Der Heilige Vater beherrschte die Sprachen nicht nur grammatikalisch und wortmäßig, er wußte auch viele typische Sprachbilder. Die Amerikaner erzählten immer voll Stolz, daß Pius XII. bei ihren Audienzen amerikanische Redewendungen gebrauche und amerikanisches Englisch spreche. Die deutschen Soldaten, die der Heilige Vater während der Besetzung Roms jeden Tag (soweit es die deutschen Militärbehörden gestatteten) mit einer unendlichen Geduld empfing, staunten, wenn sie der Papst ganz im militärischen Sprachgebrauch nach ihrer „Einheit" fragte. Pilger aus Deutschland fühlten sich bei einer großen Audienz einmal ganz in die Heimat zurückversetzt, als sie aus dem Mund des Bischofs von Rom den Satz hörten: „Wir wollen die Maienkönigin bestürmen." Pius XII. ließ sich mitunter ein paar Sätze aus einer Sprache, die er nicht beherrschte, vorsagen und überraschte dann die Pilger bei der Audienz wenigstens mit ein paar Worten in ihrer Sprache. Das Gedächtnis des Heiligen Vaters bezog sich aber nicht nur auf Sprachen. Elisabetta Cerruti erzählt in ihrem Buch „Frau eines Botschafters" (Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt am Main), daß sie 1938 dem damaligen Kardinalstaatssekretär Pacelli bei einem

Empfang im Hause Colonna in Rom kurz vorgestellt wurde. Gut zwei Jahre nachher kam sie mit ihrem Gemahl in Audienz zu Pius XII. und war „wie vom Donner gerührt", als ihr der Pontifex sagte: „Oh, Wir kennen Eure Exzellenz, Wir haben Exzellenz einmal bei einem Empfang im Palazzo Colonna getroffen."

Trotz dieser glänzenden Begabung hat sich Pius XII. seine Arbeit nicht leicht gemacht; ein ungeheurer Fleiß führte ihn ein in die verschiedensten Wissensgebiete, nicht nur in die theologischen Disziplinen, die der Papst mit einer gewissen Vorliebe für den heiligen Thomas von Aquin betrieb. Die großen Reden wurden ganz besonders vorbereitet, der Heilige Vater ließ sich dazu auch Monographien schicken und berücksichtigte sie bei der Abfassung. Noch in den letzten Lebensjahren brachte der „Osservatore Romano" oft den Abdruck der Ausarbeitungen der vielen Gebete, die Pius XII. entwarf, mit seiner zierlichen Handschrift selber schrieb und mit großer Akribie wieder verbesserte, wenn ihm ein Ausdruck nicht ganz zu passen schien. In früheren Jahren korrigierte der Heilige Vater persönlich die Übersetzungen der päpstlichen Kundgebungen in die großen Weltsprachen und nahm sich die Zeit, in seinem Wörterbuch nachzusehen, ob die Übersetzung auch das Original gut wiedergebe. Oft mußten die Übersetzer sich von Pius XII. belehren lassen, daß ihre Worte dem Urtext eine Nuance geben, die nicht intendiert sei. Schon in Berlin sagte Nuntius Pacelli seinen Mitarbeitern, daß die Briefe der Nuntiatur so geschrieben sein müßten, daß man sie „eine Stunde später in einem Schaufenster Unter den Linden ausstellen könne". Der Staatssekretär suchte bei all seiner Arbeitslast oft eine ganze Stunde lang persönlich, bis er die richtige Anrede gefunden hatte, die dem Empfänger eines Schriftstückes zustand. Diese Genauigkeit zeigte sich auch in der Pünktlichkeit des Papstes. Es ist allgemein bekannt, daß Pius XI. eine Arbeitseinteilung hatte, bei der sich manche Termine verschoben. Schon die ersten Tage des Pontifikates Pius' XII. schufen da neue Verhältnisse: man mußte sich daran gewöhnen, daß der Papst oft drei Minuten vor der festgesetzten Zeit erschien. Die Genauigkeit des Heiligen Vaters brachte es auch mit sich, daß er sich immer an die Geschäftsordnung der Kurie hielt und den Amtsweg eingehalten wissen wollte. Am Morgen des Allerseelentages 1941 erteilte er eine Audienz an eine Gruppe von Neupriestern; zur Stunde der Audienz trat der Heilige Vater allein (die Anticamera Pontificia sieht für diesen Tag keine Audienzen vor) in den Audienzsaal. Am Schluß wurde die Bitte vorgebracht, den Soldatenpriestern die Erlaubnis zu Abendmessen zu geben. Pius XII. sagte sofort zu; er freue sich sehr darüber, wolle die Erlaubnis gerne geben, bat aber, daß die Sache den Instanzenzug nehme, indem ihm ein deutscher Bischof die Bitte offiziell vorlege.

Über Pius XII. als Menschen ist genug gesagt und geschrieben worden. Es sei daher hier nur noch eine kleine Episode angeführt,

die zeigt, wie vertraut der Umgebung des Papstes auch diese seine menschliche Seite war. Bei einem päpstlichen Jubiläum mitten im Krieg erschienen die Damen der japanischen Botschaft in japanischer Tracht. Die berühmte Madre Pasqualina war davon so begeistert, daß sie den Rückweg der japanischen Delegation so lenken ließ, daß sie mit dem aus dem Petersdom zurückkommenden Papst zusammenkommen mußte. Der Papst sprach nicht ein paar konventionelle Worte, sondern erkundigte sich sofort nach den Kindern der Damen, die in Japan zurückgeblieben waren; kein Wunder, daß die Japanerinnen von der feinen Menschlichkeit des Papstes begeistert waren.

Es geht über den Rahmen unserer Darstellung hinaus, auf die vielen Enzykliken, Reden und Stellungnahmen des Papstes zu den verschiedensten Fragen und an die verschiedensten Menschenklassen auch nur hinzuweisen. Es sei auch nur ganz kurz erinnert an die Tätigkeit des Papstes als Gesetzgeber der Gesamtkirche. Die Wirkungen der weltaufgeschlossenen Gesetze, die Pius XII. erlassen hat, sind heute noch nicht abzusehen. Wie selten ein Papst wurde Pius XII. im Leben und besonders im Tode gefeiert, man gab ihm viele ehrenvolle Titel: Letzter Römer, letzter Abendländer, Defensor pacis, Defensor civitatis, Verteidiger der höchsten Werte der Menschheit. All das ist richtig. Wir meinen aber nicht, daß es den Kern des Wesens des Verewigten trifft und das Geheimnis seiner Persönlichkeit ergründet. Die Lösung ist wohl — wie alle großen Dinge — höchst einfach: Der Pastor Angelicus war ein Priester, wollte auch als Kardinal und als Papst nichts anderes sein als ein Priester. Alle seine genialen Eigenschaften, seine Bildung und seine Herkunft bieten nur die natura, auf die nach dem alten Wort „gratia supponit naturam“ die Übernatur aufgebaut und die Persönlichkeit Pius' XII. im Letzten und Tiefsten geformt hat. Pius XII. bei der Feier der heiligen Messe: das war er ganz persönlich und — sit venia verbo — ganz privat! Die Römer hatten dafür ein feines Wort, das mehr besagt als lange Ausführungen, wenn sie immer wieder sagten: „Il Papa dice messa come un sacerdote novello“ (der Papst feiert die heilige Messe wie ein Neupriester). Wir alle kennen den Satz, daß ein Priester soviel wert ist, wie seine Messe wert ist; er gilt auch vom Papst. Pius XII. blieb „come un sacerdote novello“ auch in der prima caritas zu den Menschen und zu Gott; seine ganze Tätigkeit war von ihm gedacht und getan als Seelsorge. Mario Crovini schildert (im oben zitierten „Osservatore della Domenica“) eine kleine Begebenheit bei einer Massenaudienz. Nach der Ansprache sagte ihm der Heilige Vater im vertraulichen Ton: „Sehen Sie, auf diese Art suche ich, die Seelsorgearbeit auszuüben (Vede, io cerco di esercitare il ministero in questo modo).“

Alle, die während des Pontifikates Pius' XII. in Rom waren, wissen, daß die Papstaudienz immer der Höhepunkt des Romauf-

enthaltes und der größte Eindruck all der großen Eindrücke — auch im Heiligen Jahr und bei Heiligsprechungen — war. Oft sahen wir Menschen weinen, wenn sie die edle Gestalt des Pontifex erlebten, sogar wenn sie nur im Radio seine Stimme vernehmen konnten, besonders in den Tagen des Krieges, in denen der Papst als Priester und als Mensch zu den Menschen sprach — im Gegensatz zum herzlosen Geschrei unmenschlicher Diktatoren. Diese priesterliche Existenz, priesterliche Heiligkeit und priesterliche und echt christliche Weisheit erklärt den einzigartigen Eindruck des Papstes auf die Menschen seiner Zeit. Wir denken da an die interessanten Erlebnisse, die der Chefdolmetscher des deutschen Außenamtes, Dr. Paul Schmidt, mit den verschiedenen Politikern Europas schildert. Er, der Nichtkatholik, der persönlich und in seiner Geistigkeit wohl am meisten Gustav Stresemann nahestand, sagt: „Keiner der Staatsmänner, die ich in meiner langen Laufbahn kennengelernt habe, hat in so kurzer Zeit allein durch sein Äußeres und sein Auftreten einen derartig tiefen Eindruck auf mich gemacht wie Papst Pius XII. Die große, schlanke Gestalt mit dem schmalen durchgeistigten Gesicht, die im päpstlichen Gewande vor uns stand, erschien mir damals wie ein Wesen, das zum Teil schon nicht mehr dieser Welt angehört. Seine abgeklärten Worte hatten tatsächlich einen fast überirdischen, in ihrer Schlichtheit äußerst eindringlich und überzeugend wirkenden Klang.“ (Statist auf diplomatischer Bühne, Ullstein-Verlag, Wien.)

Pius XII. war Priester als junger Monsignore in Rom, als Nuntius in München und in Berlin, als Kardinal, als Papst, wenn er mit den Kindern redete oder mit den verschüchterten Römern nach den Bombenangriffen des Jahres 1943, wenn er mit den Großen der Erde sprach, wenn er gewinnend die Hände zum Segnen ausstreckte, auch wenn er einmal ein hartes Nein sagen mußte. Immer war er Priester, immer ein großer Christ, der sein Christentum in der konkreten Gestalt des Priestertums ganz ernst nahm. Das war sein Geheimnis, und das ist sein Vermächtnis an uns und an unsere Zeit. Dem gelebten Christentum und dem echten Priestertum kann sich kein Mensch verschließen, auch nicht der des 20. Jahrhunderts.

Dr. Karl Böcklinger, Linz a. d. D.

Johannes XXIII.

Am 28. Oktober 1958 um 17.07 Uhr gab ein kurzes Rauchsignal aus dem Kamin der Sixtinischen Kapelle die Kunde, daß die mit dem 9. Oktober 1958 eingetretene Sedisvakanz beendet sei. Mit brausendem Jubel wurde Johannes XXIII. von der harrenden Menge begrüßt, als er sich zum ersten Segen Urbi et Orbi auf der äußeren Loggia des Petersdomes zeigte und die Glocken der Ewigen Stadt den Jubel in die Welt hinausläuteten: Habemus Papam! Wir haben wieder einen Papst!

Wer aber ist das neue Oberhaupt der Kirche? Papst Pius XI. hat einst den Kirchenhistoriker Josef Schmidlin treffend mit den Worten abgewiesen: „Mi lasci morire!" (Laß er mich vorerst einmal sterben!), als dieser Angaben über sein Pontifikat erbitten wollte. Vielleicht würde der neue Papst ähnlich humorvoll antworten. Aber trotzdem dürfen und wollen wir in geziemender Ehrfurcht, wenn wir mit diesem Quartalheft den neuen Pontifex begrüßen und beglückwünschen, mit kurzen Strichen sein Bild entwerfen.

Geboren wurde Angelo Giuseppe Roncalli am 25. November 1881 in Sotto il Monte, Diözese Bergamo, als drittes Kind eines Kleinbauern. Von Haus aus war er bestimmt, den Beruf seines Vaters zu ergreifen und Landarbeiter zu werden. So lernte er schon frühzeitig die Not dieser sozial stiefmütterlich bedachten Volksschichte, ihr Schicksal und ihre Gefährdung durch revolutionäre Strömungen — man denke an den Kommunismus — kennen. Jedoch äußerte der Knabe wiederholt den Wunsch, Priester zu werden, und ob seines auffallenden Lerntalentes kam er 1892 zum Studium und fand Aufnahme im Knabenseminar von Bergamo. Wenn seine dortigen Vorgesetzten ihn zur weiteren Ausbildung in der Theologie nach Rom entsandten, hatten sie ihren guten Grund dazu. Und Angelo Giuseppe Roncalli enttäuschte nicht, er machte in der Ewigen Stadt seinen Doktor und kehrte nach der Priesterweihe, die er am 10. August 1904 empfing, wieder in seine Heimatdiözese zurück. Dort finden wir ihn in einer, fast möchte es scheinen, unglaublich vielseitigen Verwendung, die normalerweise mehr als bloß einen Menschen vollauf in Anspruch nimmt. Er ist Sekretär seines Bischofs, des Grafen Giacomo Radini-Tedeschi, eines edlen Kirchenfürsten. Zugleich doziert er Kirchengeschichte, Patrologie und Fundamentaltheologie am heimatlichen Seminar. Die Vielfalt der Studien mag seinen Blick für die Belange seiner späteren Laufbahn erweitert und vertieft haben. Im ersten Weltkrieg diente er zunächst bei der Sanität und in der Folge als Militärseelsorger im italienischen Heer. Nach dem Krieg finden wir ihn wieder in Bergamo als Freund und Helfer der studierenden Jugend, für die er ein Heim einrichtete und kein Opfer an Zeit und Geld scheute.

Nicht lange dauerte es, da treffen wir den einstigen Professor und Studentenseelsorger in den Diensten der Propaganda-Kongregation in Rom. Man erkannte bald in Roncalli den geeigneten Mann, der heikle Missionen zu erfüllen und schwierige Situationen zu meistern versteht. So wurde er, der inzwischen in den Prälatenstand erhoben worden war, von Pius XI. als Apostolischer Visitator nach Bulgarien entsandt. Die Erhebung „ad Excellentiam" machte ihn zum Titular-Erzbischof von Areopolis in verhältnismäßig jungen Jahren (am 3. März 1925). Als Apostolischer Delegat wirkte er später in Griechenland und in der Türkei. Durch Reisen in den slawischen Raum, nach Polen und nach Süden in den Schwarzen Erdteil erweiterte er unermüdlich seine Erfahrungen und Kenntnisse. Seine Vorliebe für Studienreisen trug ihm später bei den Venezianern den Scherznamen „Gottes Wandersmann" ein. Daß Erzbischof Roncalli dabei aber immer seelsorgliche Interessen über alles stellte, besagt ein anderer Beiname „Nimmermüder Hirte", den er ebenfalls den Venezianern verdanken soll.

Seit Anfang des Jahres 1945 ist dann Erzbischof Roncalli Nuntius in Paris, wieder auf einem recht heiklen Posten. Gleich die erste öffentliche Mission des neuen Nuntius verlangte einen Mann mit viel Fingerspitzengefühl und politischem Takt. Der kühle Ton, mit dem man vorerst dem neuen Nuntius des Papstes in Paris begegnete — der Vatikan hatte ja auch mit der Regierung Pétain diplomatische Beziehungen gepflogen —, verwandelte sich bald durch das Geschick des Nuntius in angenehme Harmonie. Der Nuntius verstand es auch, davon zu überzeugen, daß traditionsgemäß Frankreich seine große Ehre darein setzen sollte, „politesse", d. i. feinen Takt, auch in der Politik zu pflegen. (Wie stark sich Nuntius Roncalli während seines Pariser Aufenthaltes die Herzen der Franzosen gewonnen hat, zeigt die immer wieder auftauchende Meinung, daß Roncalli im Konklave besonders auch durch die Stimmen der französischen Kardinäle immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe.)

Während seiner Nuntiatur in Frankreich wurde Erzbischof Roncalli von Pius XII. am 12. Jänner 1953 zum Kardinal ernannt, und drei Tage später erfolgte seine Berufung auf die altehrwürdige Kathedra des hl. Markus in Venedig. Als Patriarch von Venedig hat sich Roncalli erst recht die Sympathien der ihm nun Anvertrauten gewonnen; er wurde ihnen der gütige Hirte, der sich in rastloser Arbeit und Sorge verzehrte. Doch Venedig sollte nicht seine letzte Station werden. Im elften Wahlgang wurde er, der zum erstenmal an einem Konklave teilnahm, an das Steuer des Schiffes der Kirche berufen und sollte, wie sein großer Vorgänger, der hl. Pius X., nicht mehr in die Lagunenstadt zurückkehren.

Die spärlichen Informationen, die vor seiner Wahl der Presse zur Verfügung standen, rühmen an ihm seine persönliche Güte, seine Liebenswürdigkeit und seinen Humor. Er ist ein Mann

schneller Entschlüsse, die aber einer gewinnenden Natürlichkeit und einem gesunden taktischen Empfinden entspringen. Wer Johannes XXIII. am Fernsehschirm gesehen hat, ist von seinem Wesen sicher begeistert und vom Zauber seiner Erscheinung erfaßt. In seiner überraschenden Ansprache betonte der neue Pontifex beim Krönungshochamt am Feste des von ihm hochverehrten hl. Karl Borromäus, daß er vor allem das Beispiel des guten Hirten nachahmen wolle.

In der Zwölfapostellehre, einem der ältesten Zeugnisse des kirchlichen Gemeindelebens an der Wende des 1. Jahrhunderts n. Chr., heißt es: „Erwählet euch daher Bischöfe und Diakone, die des Herrn würdig sind! Gütige Männer, frei von Habsucht, wahrhaft und unbescholten" (Kap. XV, 1). Wir freuen uns und danken dem Herrgott, daß er seiner Kirche im regierenden Papst einen solchen Hirten geschenkt hat. Ad multos annos!

Dr. Max Hollnsteiner, Linz a. d. D.

P. Johann Schwingshackl S. J., ein Soldat Christi

Von Dr. Leo Maier, Zams bei Landeck (Tirol)

Wenn wir das Lebensbild des schlichten Jesuitenpaters uns vor Augen führen, der durch viele Jahre segensreich als Volksmissionär in Tirol, Oberösterreich und Wien tätig war und kurz vor der Hinrichtung in einem deutschen Strafgefangenenhaus in München an Tuberkulose starb, so könnten wir sein priesterliches Leben mit keinem besseren Satz umreißen als mit dem: Er war ein Soldat Christi. Er war nicht nur ein Soldat, weil er vor seinem Eintritt in den Jesuitenorden als Teilnehmer des ersten Weltkrieges und als Gefangener in Sibirien von jenem Geist des Soldatentums geformt wurde, der an einem Menschen nicht spurlos vorübergeht, sondern ihn innerlich umgestaltet zu einem kämpferischen Menschen, der entschieden seinen Weg geht. Er war auch nicht deshalb allein Soldat, weil er in der Zeit, in der die priesterliche Tätigkeit eingeschränkt und weitgehend behindert war, entschieden seinen Weg als Priester ging, seine priesterliche Pflicht ohne Feigheit und Weichlichkeit erfüllte und seine Mitbrüder zum frontmäßigen Kampf gegen das bestehende Regime des Nationalsozialismus aufforderte, was dann den Hauptpunkt der Anklage gegen ihn bildete. Nein, er war ein Soldat von Jugend auf, ein kämpferischer Mensch, der seinen nicht leichten und nicht von Rosen umsäumten Lebensweg ging, so wie es nach seiner Auffassung zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte. Entschieden ging er diesen Weg und forderte Entschiedenheit auch von denen, die ihm anvertraut

waren. Diese Entschiedenheit war aber kein blindes Draufgängertum — wie ihm öfter vorgeworfen wurde —, es war ein klares und zielbewußtes Vorgehen, ständig in einheitlicher Ausrichtung auf den Willen Gottes, der sich ihm in den Anordnungen der Kirche und seiner Oberen zeigte. So marschierte er unter der Fahne Christi.

In diesem Sinne verkörperte er auch das Leitbild seines Ordens, der Gesellschaft Jesu. Vor seinen Augen stand das Bild des Streiters, der das Vorbild aller Streiter zur Ehre Gottes ist, das Bild Christi, des Herrn. Dieses Bild stand in der Ausprägung, wie es der hl. Ignatius sich und seinem Orden gezeichnet und als Ideal priesterlichen Wirkens gegeben hat, klar vor den Augen P. Schwingshackls und drängte nach Verwirklichung. Trefflich schreibt P. Lippert S. J.: „Der Zentralgedanke des Jesuitenordens ist Christus als Gründer des Gottesreiches, als Welteroberer, als arbeitender, kämpfender und leidender Streiter für die Ehre und den Willen des Vaters." ... „Bei Ignatius ist die Heilandsliebe vielmehr ein Feuerbrand in der Hand eines stürmenden Kriegers, sie ist die Erfüllung des paulinischen Sturmbefehls: Insta opportune, importune. Ob erwünscht oder lästig, ob Leben oder Tod, nur voran![1])". In dieser Gesinnung und mit diesem Leitbild vor Augen ging P. Schwingshackl seinen Lebensweg, entschieden und ungebrochen durch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Er ging seinen Weg bis zum Ende, unbeirrbar und ohne Rücksicht auf sich selber. Er ging diesen Weg in einer Zeit, wo Ideale und Leitideen ins Wanken gekommen waren; er ging seinen Weg inmitten von Zeitgenossen, die, vom Trubel umwälzender politischer Ereignisse berauscht, die Treue zu ihrer Gesinnung nicht gehalten haben; er ging aufrecht, während andere wankten. Darum kann gerade er in seiner entschiedenen Haltung als besonderes Mahnzeichen der göttlichen Vorsehung angesehen werden, als ein Vorbild, das Gott uns in einer Zeit gegeben hat, in der ein solches Vorbild notwendig war. Gerade darum lohnt es sich auch, näher auf sein Leben und Wirken einzugehen. Oder sollten die herrlichen Vorbilder des Priestertums vergessen werden? Sollten wir an dem Ruf Gottes vorübergehen, der in der Gestalt P. Schwingshackls an seine Zeitgenossen, an uns, ergangen ist?

1. Der Weg zum Ordenspriester

Schon der Weg, den P. Schwingshackl bis zu seiner Weihe zu gehen hatte, hat nichts zu tun mit einer gewissen selbstverständlichen, wohlbehüteten Entwicklung eines Priesterberufes bis zu seiner Erfüllung im Weihesakrament. Der Weg begann zwar in einer gut katholischen Familie, und so beginnt meistens, ja fast immer der Weg eines angehenden Priesters. Aber der Weg führte

[1]) P. Lippert S.J., Zur Psychologie des Jesuitenordens, 2. Aufl., Freiburg 1956. S. 28; ebenda S. 53.

nicht von der Volksschule ins Knabenseminar, von dort ins Priesterseminar und dort zum Weihealtar. Ein so gerader und zielsicherer Weg war P. Schwingshackl nicht beschieden. Er mußte einen großen Umweg gehen, er mußte sich durch viele Schwierigkeiten durchkämpfen, bis er endlich im Noviziat der Gesellschaft Jesu die endgültige Ausrichtung seines Lebens auf das Priestertum hin fand. Am 4. Mai 1887 wurde in Welsberg (Südtirol) dem Bauern Peter Schwingshackl und seiner Frau Theresia Barbara, geb. Goller, ein Sohn geschenkt, der in der hl. Taufe den Namen Johannes erhielt. Die Familie des Peter Schwingshackl war eine kinderreiche Familie, wie sie in den ländlichen Gegenden Tirols heute noch zu finden sind. Die Eltern und zwölf Kinder brachten sich mühsam und doch klaglos mit ihrer Hände Arbeit durch das Leben, das ganz dem Leben anderer Bauernfamilien glich, die im Schweiße ihres Angesichtes und voll Vertrauen auf die Güte Gottes ihre harte Arbeit verrichten. Zu dieser Arbeit wurden natürlich auch die Kinder herangezogen, soweit sie mit ihren kleinen Kräften beitragen konnten, diese leichter und schneller zu verrichten. Der kleine Johann wird von seinen Geschwistern als fleißiger und arbeitsamer Bub beschrieben. Diese kinderreiche Bauernfamilie war tief religiös, besonders der Mutter tiefstes Anliegen war es, daß einmal eines ihrer Kinder den geistlichen Stand erwähle. P. Schwingshackl berichtet selber in einer Primizpredigt, wie ihm seine Mutter erzählt habe, daß sie immer gerne ein geistliches Kind gehabt hätte, daß es ihr aber geschienen habe, es sei eine so große Gnade, daß man sie nicht einmal erbitten dürfte. Da habe einmal ein Prediger gesagt, die Eltern sollten um geistliche Kinder beten. Daraufhin habe sie angefangen, unaufhörlich um geistliche Kinder zu beten; und als sie der Sohn, der Geistlicher wurde, einmal fragte, ob sie denn nun aufhören würde mit dem Beten, habe sie gesagt, sie würde nicht aufhören, auch wenn alle Kinder in den geistlichen Stand träten. Diese große Ehrfurcht vor dem Priesterstand und das Anliegen geistlicher Kinder zeigen gut die tief religiöse Einstellung der Familie. Es ist auch nicht verwunderlich, daß aus einer solchen Familie später gleich acht Kinder in den geistlichen Stand traten; zwei wurden Priester, ein Bruder des Pater Schwingshackl wurde Missionsbruder und fünf Schwestern wurden Klosterfrauen. So kamen aus dem einsamen Plonhof bei Welsberg in Südtirol aus einer ganz einfachen Bauernfamilie durch das stille Beten und Opfern der Mutter die Kinder zum Priester- bzw. Ordensberuf. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Johann Schwingshackl schon im Alter von 12 bis 13 Jahren einmal seinen Vater um die Erlaubnis bat, studieren zu dürfen. Doch dieser lehnte ab mit der Begründung, daß aus dem Johann durch das Studium nur ein Lump würde. Damit war freilich die Berufswahl zumindest aufgeschoben. Johann blieb daheim bei der Bauernarbeit und diente auf dem väterlichen Hof als Knecht. Da faßte er bei einer Mission wieder

den Gedanken, Priester zu werden. Es gab lange und heftige Kämpfe, bis der Dreiundzwanzigjährige mit dem Studium begann. Er studierte zunächst privat unter der Anleitung des Benefiziaten Mitterrutzner, der ihm auch über viele seiner Kämpfe hinweghalf. Nach zweieinhalb Jahren intensiven Privatstudiums machte er die Prüfung über fünf Klassen Gymnasium, trat dann in das Staatsgymnasium Brixen ein und kam immer näher dem ersten Teilziel auf dem Weg zum Priestertum, der Reifeprüfung. Doch es sollte anders kommen, als er hoffte. Statt die Studien an der Mittelschule zu beenden und in das Seminar einzutreten, mußte der Siebenundzwanzigjährige zum Militär einrücken. Das erhabene Ziel des Priestertums war dadurch in die Ferne gerückt.

Der Student hatte eben am 4. Juli 1914 die sechste Klasse des Gymnasiums abgeschlossen. Nur mehr zwei Jahre trennten ihn von der Reifeprüfung. Am 28. Juli erklärte der Kaiser von Österreich den Serben den Krieg. Wenige Tage darauf rückte Johann Schwingshackl mit zwei Brüdern ein. Er kam nach Innsbruck zu den Kaiserjägern. Seine Stimmung war die eines vaterlandstreuen Tirolers. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Jeder, selbst der einfachste Bauer und Arbeiter, begreift die Schilderungen des greisen Friedens-Monarchen über den Frevel und Übermut der Feinde. Jeder verstand es, daß da etwas geschehen müßte. Mit Begeisterung, ja mit großer Begeisterung waren alle bereit, dem Rufe des alten Völker-Vaters zu folgen, alle aus Stadt und Land, von Berg und Tal und auf den hohen Almen. Und doch war es eine Bereitwilligkeit, die ein Mensch hat, der weiß, daß er Großes einsetzen muß. Wuchtig lag es auf den Gemütern aller. Die Leute sahen sich im Kreise um, wer von der Mobilisierung betroffen sei. Ein großes Ereignis ist es für alle. Auf dem Lande macht aber so etwas einen besonderen Eindruck. Der Städter ist mehr an Abwechslung gewöhnt. Er liebt auch mehr Abenteuer. Das Landvolk jedoch wünscht im allgemeinen, ungestört im Kreise der Familie bleiben zu dürfen." In Innsbruck wurde eine kurze Schulung der Eingerückten vorgenommen, und bald ging es an die Front. Am 15. August war der Tag der Abreise des Bataillons nach Rußland. Nach einer Fahrt von vier Tagen und fünf Nächten kamen die Soldaten an die Front und marschierten in einem mühsamen Gewaltmarsch über eine unwirtliche Landschaft auf den unmittelbaren Kriegsschauplatz. Es war eine körperliche Strapaze sondergleichen, doch die Soldaten bewältigten diese Mühen und auch die Angst vor den Dingen, die da kommen sollten. „Ich für meine Person bin ganz froh, diese Strapazen mitmachen zu können. Das härtet ab und macht den Charakter männlich. Besonders ist es gut so für mich, wenn ich noch einmal mein heißersehntes Ziel, das Priestertum, erreiche. Ich will lieber selbst mich abplagen und schwitzen und mir nicht nachsagen lassen: Ja, ja, du bist auch einer, dem man die Sachen nachtragen mußte. Ich will sehr gerne die Opfer

bringen. Sie gelten dem Vaterlande. Es freut mich, daß ich mich in meinem Urteile nicht getäuscht habe. Ich habe die Mühen und Strapazen nicht anders erwartet und bin auf noch größere gefaßt. Ich werde auch mit keiner Wimper zucken, wenn es mich treffen sollte, auf den Altar des Vaterlandes das Opfer des Lebens zu legen. Nur eines würde mir doch schwerfallen: als Krüppel in die Heimat zurückzukehren, um anderen zur Last zu fallen. Doch wenn Gott dieses Opfer verlangt, wird er auch die Kraft geben, es zu tragen. Vorläufig plage ich mich noch nicht mit diesem Gedanken und bin glücklich, in dieser großen Zeit aktiv teilnehmen zu dürfen."

An der Front zeichnete sich Johann Schwingshackl schon in den ersten Tagen durch besondere Tapferkeit und Unerschrockenheit aus. Mit einer Gruppe von 20 Mann befand er sich am 28. August (13 Tage nach der Abreise von Innsbruck) in einem Wäldchen, gegenüber eine feindliche Batterie. Er kommandierte zum Sturm auf die Geschütze. Gleichzeitig eröffnete der Feind ein heftiges Feuer auf die kleine Truppe. Trotzdem wurde die Erstürmung durchgeführt. Die Geschützbedeckung wich zurück, und die feindlichen Geschütze kamen in die Hand der Gruppe. Eine Schar russischer Soldaten wurde gefangen genommen. Durch diesen mutigen Handstreich hätte sich Schwingshackl eine Kriegsauszeichnung verdient. Er erhielt sie aber nicht, da der Angriff so weit abseits von der Hauptkampflinie erfolgte, daß er zunächst nicht bemerkt wurde. Er selber aber machte keine Meldung, da es ihm schien, eine Meldung sei gleichbedeutend einem Erbetteln einer Auszeichnung.

Es ist so auch nicht verwunderlich, daß der kühne Draufgänger bald verwundet wurde. Am 7. September 1914 wurde er bei Radom in Russisch-Polen von einer feindlichen Kugel getroffen und anschließend in die russische Gefangenschaft verschleppt. Nach dem Aufenthalt in verschiedenen Spitälern kam Schwingshackl nach Sibirien in ein Gefangenenlager bei Irkutsk. Dort begann er wieder unter denkbar schweren Verhältnissen mit dem Studium. Für Zucker, den er sich vom Mund absparte, erwarb er sich Petroleum, um in der Nacht bei Licht studieren zu können. Von Sibirien kam er dann auf einen Hof in der Nähe von Moskau. Dort erkrankte er an Typhus. Auf dem Hof bestanden keine Möglichkeiten zum Studium. Da eröffnete sich ihm ein neuer Weg. Ein russischer Arzt nahm Schwingshackl als Zeichenlehrer für seinen Sohn. Dabei konnte er natürlich ungestört studieren, soweit dies die Erziehertätigkeit zuließ. Mit einem Zug von verwundeten Kriegsgefangenen kam er 1918 wieder nach Österreich und fuhr dann weiter in seine Heimat.

Sofort nahm er Beziehungen mit dem Brixener Gymnasium auf. Auf Grund der Studien, die er in der sibirischen Gefangenschaft bei verschiedenen Mitgefangenen (Mittelschulprofessoren u. a.) gemacht hatte, wurde er zur Matura zugelassen und mit Stimmenein-

helligkeit für reif erklärt. Damit war die Bahn frei für den Weg in das Studium der Theologie. Mittlerweile war der erste Weltkrieg zu Ende gegangen, und die Südtiroler Heimat war zum italienischen Staat geschlagen worden. Das schmerzte den Heimkehrer sehr. Doch er hatte nun einen anderen Weg eingeschlagen, und der führte ihn weg vom heimatlichen Bauernhof. Er schreibt darüber: „Ich habe mich entschlossen, Jesuit zu werden. Ein alter Soldat, der so viel mitgemacht hat, muß auch was wagen, wenn es gilt, dieser Streitschar Christi eingegliedert zu werden. Kurz entschlossen habe ich beim Gouverneur in Trient um die Ausreisebewilligung angesucht, um Hochschulstudien zu machen. Am Heiligen Abend habe ich diese erhalten. Ohne mich mit der Ordensleitung verständigen zu können, reiste ich am 2. Jänner mit Sack und Pack ins Noviziat. Es muß alles versucht werden, um das heißersehnte und harterkämpfte Ziel zu erreichen, um den Stufen des Altars mich nahen zu können."

2. Der Soldat Christi

Am 10. Januar 1919 begann Johann Schwingshackl das Noviziat in St. Andrä im Lavanttal in Kärnten. Nach Beendigung des verkürzten Noviziates Ende Oktober 1920 kam er zum Studium der Philosophie nach Innsbruck (bis 1922). Daran anschließend begann er das Studium der Theologie in Krakau, da er als Missionär nach Rußland gehen wollte. Wegen seiner in Sibirien ruinierten Gesundheit mußte er aber von diesem Vorhaben abstehen und kam nach Innsbruck zurück, wo er von 1923 bis 1926 das Theologiestudium fortsetzte. Dort wurde er auch am 27. Juli 1924 zum Priester geweiht. Nach einer längeren Erkrankung an Tuberkulose und einem Heilaufenthalt in Davos und auf dem heimatlichen Hof in Welsberg kam er 1928 zur dritten Probation nach Innsbruck in das Canisianum. Nach Abschluß dieser einjährigen Probation wurde er Minister im Canisianum und hatte als solcher hauptsächlich Verwaltungsaufgaben. Am 2. Februar 1930 legte er in Innsbruck die letzten Gelübde ab und kam noch im selben Jahr in das Haus nach St. Andrä als Gehilfe des Novizenmeisters. Nach einem Jahr rückte er zum Novizenmeister auf und verwaltete dieses schwierige Vertrauensamt bis zum Jahre 1933. Da bat er seine Oberen, sie möchten ihn in die Volksmission versetzen. Das war sein Wunsch gewesen, als er selbst im Noviziat war. Seine Oberen willigten ein, und so kam P. Schwingshackl als Volksmissionär nach Tirol, wo er von Innsbruck aus bis 1936 tätig war. Dann bekam er ein neues, sehr schweres Vertrauensamt: Er wurde Novizenmeister für die Ordensgenossenschaft „Regina Apostolorum" in Straßhof in Niederösterreich. Es war dies ein Amt, wofür man einen besonders fähigen Pater brauchte. Von 1938 bis 1941 war dann P. Schwingshackl Kirchenrektor in St. Martin in Wien. Hier begann sein scharfer

Kampf gegen das nationalsozialistische Regime. Seine Predigten waren von einer derart unerhörten Schärfe und Unerschrockenheit, daß die Bevölkerung die Ordensobrigkeit P. Schwingshackls bat, man möge ihn versetzen, damit er nicht eingesperrt würde. So wurde P. Schwingshackl nach Steyr in Oberösterreich versetzt. Er übernahm dann die Seelsorge in Bad Schallerbach, wo er auf Grund seiner unerschrockenen Predigten verhaftet wurde und seinen bitteren Leidensweg bis zum Tode im Strafgefangenenhaus München-Stadelheim antrat. Das sind die äußeren Stationen des priesterlichen Wirkens, die P. Schwingshackl durchlaufen hat.

Wenn wir uns fragen, was nun das eigentlich charakteristische Zeichen am priesterlichen Wirken P. Schwingshackls war, so könnte man im einzelnen seine Tätigkeit im Beichtstuhl, seine Tätigkeit auf der Kanzel, sein Wirken als Novizenmeister, sein Wirken als Kirchenrektor usw. untersuchen und darüber verschiedene Ausführungen machen. Wir wollen uns das ersparen und nur in einem einheitlichen Blick das Priestertum P. Schwingshackls als kämpferisches Priestertum darstellen. Er selbst hat es als einen Kampf um die unsterblichen Seelen aufgefaßt und hat dieser Idee gelebt ohne Rücksicht auf seine eigene Person. Dieses kämpferische Moment fällt jedem in das Auge, der sich das Bild P. Schwingshackls zu vergegenwärtigen sucht. P. Schwingshackl war ein Kämpfer: auf der Kanzel, im Beichtstuhl usw. Überall war für ihn das Schlachtfeld, auf dem er gegen den Teufel und gegen die widergöttlichen Bestrebungen zum Kampf antrat.

Zunächst war es sein Bestreben, die ihm Anvertrauten dahin zu führen, daß sie über ein durchschnittliches Gewohnheitschristentum hinauskämen und den Forderungen der Zeit entsprächen. Er merkte jene Bewegung, die durch die Herzen der Menschen ging, jene Bewegung zum Echten und Guten, und er merkte auch, wie sehr manche seiner Glaubensbrüder in Lauheit und Mittelmäßigkeit steckenblieben. So schrieb er an seinen Neffen, der ebenfalls Priester wurde, am 30. April 1938: „Wir haben auf religiösem Gebiet noch nicht das, was wir unbedingt haben müssen. Es geht durch die ganze Welt eine Revolution, und zwar eine gute, eine, die mir so aus der Seele wächst. Mich kümmert natürlich nicht die Revolution auf politischem Gebiete. Um so mehr aber packt mich das Erwachen der Menschen, die mit allen hohlen und faulen Fesseln brechen, die auf das Nebensächliche nur wenig achten und nur nach dem Kern streben. Da kommt nun der Klerus noch nicht nach. Wir hängen noch viel zu sehr an alten Formen und sind zu sehr auf das Bequeme eingestellt“ . . . „Die Kämpfe, besonders im eigenen Lager, um von dem faulen und abgestandenen Katholischsein loszukommen und das Leben, wie es Christus brachte, freizumachen, daß in diese Kämpfe in erster Linie der Priester hineingezogen wird und hineingezogen werden muß, ist klar. Vielleicht habe ich damit die bedenklichste Klippe aufgezeigt,

nämlich, daß es Kraft braucht, nicht zu weichen, was immer auch gefordert werde" (30. 1. 1942). Ganz schmerzlich schildert er die bequemen Christen: „Gerade in den Fällen, in denen es sich um Reformationen handelt, wo tief zugegriffen werden müßte, wo es dornig hergeht, wo es Prügel abgibt, wenn man arbeitet, gerade da vertrösten wir uns oft mit dem ‚Kannst halt nichts machen'. Man muß nur beten... Dann schlüpft man in die Pantoffeln, zündet sich das gemütliche Pfeifchen an, läßt sich eine Halbe Wein aufstellen und sinkt ins Sofa; solches Beten hilft sozusagen nichts" (24. 5. 37). Es ging ihm um ein echtes, tief erfaßtes Christsein ganz nach dem Geiste Christi.

P. Schwingshackl betrachtete es als seine ihm zugewiesene Aufgabe, den Boden aufzureißen, den Schutt wegzuräumen, damit in den Seelen wieder der gute Boden zum Vorschein komme, auf dem eine ersprießliche Saat gedeihen könnte. Unter dem Schotter verstand er den ganz verflachenden Zeitgeist, alle Bequemlichkeit, mit der sich der Egoismus den Weg des Kreuzes zu erleichtern sucht. Er war sich bewußt, daß er mit dieser Arbeit den Menschen oft wehtun mußte; darunter litt er, aber er erparte es keinem, an dessen Seelenheil er arbeiten wollte. Man konnte sich vor ihm nicht verstellen, sozusagen abschirmen, um nicht getroffen zu werden. Er hatte eine eigene Art, den Menschen auf dem Grund der Seele zu lesen. Man war ihm sozusagen schonungslos ausgeliefert, man konnte ihm absolut nichts vormachen; und er ließ seinen Seelsorgskindern auch nichts durchgehen. Das will nicht sagen, daß er keine Geduld gehabt hätte. Der Wille mußte echt und lauter sein, dann konnte er sich lange gedulden. Wenn er aber merkte, daß eine von ihm geführte Seele Scheinmanöver machte, nicht mehr das Ganze wollte, dann machte er Schluß. Er machte seinen Beichtkindern auch immer Mut, indem er so treffend ihre guten Seiten ins Licht zu rücken wußte, freilich daneben auch — mit aller Entschiedenheit — die Charakterschwächen und Fehler.

Es ist klar, daß diese intensive Seelsorgearbeit dort in Widerspruch mit den herrschenden Auffassungen geraten mußte, wo man versuchte, das Christsein und den Katholizismus, wenn auch nicht auszulöschen, so doch zu schwächen und zu unterdrücken. So kam es auch, daß die Geheime Staatspolizei bald ein Auge auf Pater Schwingshackl warf. Dieser hatte immer den Mut besessen, die Dinge zu brandmarken, welche zu brandmarken waren. Er geißelte die bestehenden Zustände, er widerlegte falsche Lehren des Nationalsozialismus, und zwar mit einer Unerbittlichkeit, die selbst die Gegner staunen machte; und seine Predigten machten Eindruck. So mußte sogar ein Gestapomann bei einem Verhör zugeben: „Sie sind eine Erscheinung auf der Kanzel. Wenn Sie etwas sagen, so macht das einen Eindruck, einen ganz anderen, als wenn es der und jener sagt... Die Schallerbacher schwören natürlich auf Sie." Eine

Zeugin sagte im Prozeß aus: „Den strengen Forderungen der Zeit entsprach die Forderung nach äußerster Anstrengung zur Selbstveredelung und Selbsthingabe an die Gemeinschaft, die P. Schwingshackl stellte . . . Unzählige empfanden die Güte P. Schwingshackls, seinen aufrichtigen, stärkenden, zu neuer Opferbereitschaft anspornenden Einfluß. Unzähligen war sein reines, strenges und entbehrungsreiches Leben, seine immerwährende Hilfsbereitschaft Vorbild . . .“ Wie es für einen echten Soldaten gehört, war Pater Schwingshackl immer in Kampfbereitschaft. Nie hatte er Angst, Feigheit war für ihn das einzige, das er fürchtete. In einem Brief bat er seinen Ordensoberen um das Gebet in der Meinung: „Ich bitte Hochwürden Pater Provinzial nur wieder sehr, für mich zu beten, daß ich recht handle, daß ich zwar auch nie unklug sein möge, aber ja nie feige.“ In diesem Sinne sah er sein Priestertum an als Frontdienst, als Kampf gegen die bestehenden falschen Lehren, als Kampf um die unsterblichen Seelen. Dieser Kampf mußte nach seiner Überzeugung ohne Rücksicht auf die eigene Person in aller Entschiedenheit geführt werden. „Das Priestersein ist heute gewiß eine schwere Aufgabe, sie steht in keinem Vergleich z. B. zum Priestersein in unseren Gegenden vor fünfzig Jahren. Aber das Priestersein ist heute viel, viel schöner. Ich kann nicht genug danken, jetzt es sein zu dürfen und nicht damals. Damals war es das friedliche Bestellen des Feldes, heute ist es Frontdienst in vorderster Linie.“

Freilich kann man sich die Frage stellen, ob es vielleicht nicht doch unklug war, so entschieden gegen das nationalsozialistische Regime anzukämpfen, ob es vielleicht nicht dem Willen Gottes mehr entsprochen hätte, vorsichtiger zu predigen usw. Zweifellos sahen auch die, die sich an die Ordensoberen P. Schwingshackls wandten mit der Bitte, man solle ihm das scharfe Predigen einstellen, etwas Richtiges. Gott kann doch nicht zu so anscheinend unbedachtem Vorgehen verpflichten. Die Antwort ließe sich zunächst damit geben, daß P. Schwingshackl vielleicht aus seiner ganzen Persönlichkeit heraus nicht anders handeln konnte. Er war eben ein entschiedener Charakter und konnte nicht anders, als in aller Entschiedenheit vorgehen. In diesem Sinne schildert ihn ein Oberer dem Verteidiger in Strafsachen auf folgende Weise: „Dieser Mann ist durchaus ehrlich und gerade, und er ist tief, gründlich; er geht in dem, was er als seine Pflicht ansieht, aufs Ganze.“ So war P. Schwingshackl eben zutiefst Soldat und konnte aus diesem soldatisch-priesterlichen Berufsethos heraus nie feige sein, wo er Vorsicht als Feigheit ansah. Allein diese psychologische Antwort ist irgendwie ungenügend, denn sie erklärt nur wenig die Freude und das Verlangen nach dem Martyrium. Eine tiefere Antwort auf die Frage nach dem Grund der Unerbittlichkeit gibt P. Schwingshackl selbst, indem er auf eine besondere, gnadenhafte Erleuchtung hinweist. Er erachtete sein Vorgehen als einen besonderen Auftrag

Gottes. So schrieb er gelegentlich in einer Betrachtungsniederschrift: „Ob ich einen Auftrag von Gott habe? — a) Keinen klaren, der hieße: Tu so! Aber braucht es das? Ist etwas Neues, nie Dagewesenes zu tun? Seit Christus haben die Priester immer nur das zu tun, was ich tun will. Das ist unsere Sendung. Also kann er mir keinen Auftrag dazu geben. Denn das hieße sagen: Die anderen brauchen nicht das zu tun, was wir von Berufs wegen alle müssen. — b) Auftrag, der besagt: Hier fehlt etwas. Der also aufmerksam macht, wo anzusetzen sei, weil es die ‚alle Berufenen' zuwenig beachten. Und Hinweis ‚Greif wenigstens Du zu!' Etwa so: Zwanzig Schnitter sollen ein gewaltiges, überreifes Weizenfeld mähen. Alle tun zuwenig. Sie vergessen zu sehr die Aufgabe und sind zu sehr nur Taglöhner. Nun kommt der Herr und packt den einen und anderen ganz besonders, weist hin auf die Aufgabe, zeigt anschaulich die Wirklichkeit und Dringlichkeit und sagt: Greif wenigstens Du zu! Habe ich einen solchen Auftrag? Ja, den bekam ich deutlich im August 1927." In einem Schreiben an seinen Oberen über den Brief, welcher den Hauptpunkt der Klage des Oberreichsanwaltes gegen ihn bildete, schildert er ganz klar, daß sein Weg ihm von Gott vorgezeichnet sei: „Es ist also das Ziel, das ich infolge einer größeren Erleuchtung seit 1927 mit aller Kraft anstrebe und dafür so viel litt . . . Doch ich erachte das als besondere Vorsehung. Denn gerade durch dieses Schriftstück wird mein Sterben eines für die Religion und zudem für die Idee, die seit 17 Jahren mein Leben und Kämpfen erfüllte . . . Ich habe ganz klar gesehen, daß das Schicksal mich erreichen werde. Ich ging den Weg vollständig frei weiter. Ich sah zu klar, daß ich nur so gehen kann, will ich der ungeheuren, der herrlichen Zeit entsprechen." Die Frage ist freilich: War das eine echte Erleuchtung oder war das eine Täuschung? Diese Alternative: Charisma oder Irrtum werden wir nie lösen können. Sicher ist, daß P. Schwingshackl ganz entschieden so gehandelt hat, wie es ihm 1927 aufgeleuchtet hat, wie er es als den Willen Gottes ansah. Fraglich ist dabei, ob es eine echte Erleuchtung war. Aber dürfen wir überhaupt uns mit dieser Frage beschäftigen? Sie führt zu tief hinein in das Geheimnis der göttlichen Gnade, in das Geheimnis, daß Gott Menschen beruft und ihnen seinen Auftrag zuweist. Wie diese Beauftragung geschieht, wie Gott den Menschen zum Handeln auffordert, ist verschieden. Wir werden eben der Gnadenwahl Gottes nie so nachspüren können, daß wir alle Wege Gottes erkennen.

So stehen wir bei P. Schwingshackls Wirken und Leiden vor einer ungelösten und objektiv unlösbaren Frage, wenn wir nach einer tieferen Begründung seiner unerbittlichen Haltung suchen. Wir können nur über seine Haltung staunen, verstehen werden wir sie nie restlos. Sicher ist, daß er froh und zielsicher dem Martyrium entgegengehen wollte. Es war ihm zwar nicht gegönnt, den Heldentod zu sterben, hingerichtet zu werden, so sehr er sich es

auch wünschte. Er starb als Held, wenn auch kurz vor der Hinrichtung an Lungentuberkulose. Er starb freiwillig und ohne mit einer Wimper zu zucken. Kurz vor seinem Tode äußerte er noch Besuchern im Gefängnis gegenüber: „Laßt jetzt die Köpfe nicht hängen, dankt lieber Gott für die Gnade, daß ich die Kraft habe, so froh dem Martyrium entgegenzugehen. Ich sterbe für meine religiöse Überzeugung und kann mir auch nichts Besseres wünschen ... Wenn der Soldat sein Leben einsetzt für das Vaterland und wir sagen, daß es so recht ist, wieviel mehr müssen wir bereit sein, alles daranzugeben für unseren Glauben."

3. Der Tod eines Soldaten

Die Predigten, in denen P. Schwingshackl die verschiedenen Lehren des Nationalsozialismus widerlegte, waren von einer unerhörten Präzision und Schärfe, so daß sie ein Zweifaches auslösten: Einerseits wandte die Geheime Staatspolizei immer mehr ihr Augenmerk den Kanzelreden P. Schwingshackls zu und beobachtete auch sonst seinen Briefauslauf usw., andrerseits baten verschiedene gutgesinnte Kreise die Oberen P. Schwingshackls, man solle ihm bezüglich der Themen und ihrer Behandlung Vorschriften machen. Durch beide Einflüsse wurde P. Schwingshackl nicht bewegt, sondern er hielt seine scharfen Predigten weiter, auch als er nach Oberösterreich versetzt wurde, da in Wien der Boden für solche Predigten zu gefährlich war. So wurde er mehrmals von der Gestapo einvernommen, und man suchte ihn einzuschüchtern. Aber das konnte den tapferen Streiter Christi nicht von seiner Absicht zurückhalten, die Botschaft Christi auch weiterhin, gelegen oder ungelegen, in aller Schärfe und Offenheit zu verkünden. So wurde er z. B. einmal am 15. Dezember 1943 einvernommen wegen einer Predigt, in der er sagte, daß die schwere Heimsuchung, die über die Menschen gekommen sei (gemeint der zweite Weltkrieg), ihre Ursache in einer inneren Zersetzung der Menschheit habe, die sich aus dem Abfall der Menschen von Gott ergeben habe; die Rettung aus dieser Prüfung sei nur durch eine Rückkehr zu Gott möglich. Solche und ähnliche Worte, die zwar so gefaßt waren, daß man ihn nirgends packen konnte, wurden der Gestapo hinterbracht und bildeten den Stoff der Vernehmung. Das Ergebnis: Man erteilte ihm Redeverbot, untersagte ihm die seelsorgliche Tätigkeit an der Jugend und drohte mit einer Geldstrafe von 5000.— Reichsmark. P. Schwingshackl ließ sich nicht einschüchtern. Am 14. Februar 1944 mußte der Kirchenrektor von Bad Schallerbach den Provinzial der Gesellschaft Jesu brieflich ersuchen, er solle P. Schwingshackl bewegen, solche Themen zu wählen, die ihn nicht in Gefahr bringen. Allein P. Schwingshackl arbeitete weiter, so wie es für ihn der einzig richtige Weg schien. Die Geheime Staatspolizei merkte, daß man dem Pater nicht anders beikommen könne als

durch Ausschaltung. Auf Grund einer Bemerkung in einem Brief, den ein Soldat über eine Unterredung mit P. Schwingshackl schrieb, wurde der Pater am 18. Februar 1944 in Untersuchungshaft genommen und alles genauestens erforscht, was man ihm zur Last legen könnte.

Der Anklage lagen zwei Fakten zugrunde. Es wurde ihm eine wehrkraftzersetzende Äußerung gegenüber einem Wehrmachtsangehörigen vorgeworfen sowie Zersetzung der Wehrkraft durch verschiedene Stellen in einem Brief, den P. Schwingshackl an den Provinzial und an einen Mitbruder in einem Durchschlag geschickt hatte.

Die Verhandlung über die Anklage vom 27. Oktober 1944 fand am 16. Dezember 1944 in Salzburg vor dem Volksgerichtshof statt. Vorsitzender war der Präsident des Volksgerichtshofes Dr. Freisler, der schon mehrere ähnliche Fälle behandelt und auch gleich beurteilt hatte. Im Verlaufe der Verhandlung schied der erste Anklagepunkt aus, da der einzige Zeuge, der Wehrmachtsangehörige, nicht zur Verhandlung erschienen war. Daher konzentrierte sich die ganze Verhandlung auf den zweiten Punkt der Anklage, auf den Brief P. Schwingshackls an den Provinzial der Gesellschaft Jesu. In diesem Brief stand unter anderem: „Wir alle erkennen, daß es besonders in Deutschland um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche geht. Wir erkennen, daß, wenn die Gegner des Glaubens im Kriege siegen, das katholische Leben so radikal ausgerottet wird, wie es in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche nur etwa unter Dezius geschah, und zwar mit so infernalen Mitteln, wie sie nur im Bolschewismus zutage treten. Wir sehen auch ein, daß vom Priesterstand in erster Linie die Verantwortung gefordert wird, ob wir in dieser so großen Zeit, wie sie über Europa noch nie gekommen ist, alles und das Allerletzte getan haben, um dieses Unheil abzuwehren. Das bisher Gesagte sehen wir wohl alle ein und geben es zu, wenn auch teilweise im Stillen gegen alle Tatsachen gehofft wird, daß es vielleicht doch nicht so arg sein wird. Eine Hoffnung, die sehr schädlich ist.“ Diesen Brief hatte P. Schwingshackl am 31. Juli 1943 an seinen Provinzial und in einer Abschrift an einen Mitbruder gesandt. Darin erblickte das Gericht eine Gefährdung der Wehrkraft: „Schwingshackl hat also mitten im Kriege, unter schwerst zersetzender, unwahrer Begründung, zum Kampf gegen unser Großdeutsches Reich aufgestachelt, geradezu verlangt, daß er organisiert werde. Dadurch hat er in der Person seines Provinzials unsere Kraft zu geeinter Wehr gegen unsere Kriegsfeinde angegriffen; ebenso in der Person des zweiten Ordensbruders, dem er den Bericht sandte.“ Der Verteidiger wandte dagegen ein, dies sei keine öffentliche Zersetzung der Wehrkraft. Dagegen führte die Anklage aus: 1. Politische Gedankenäußerungen seien öffentlich, weil sich das Volk und auch der Provinzial als Glied des Volkes mit Politik befassen sollte. — 2. Der Bericht sei

zwei Personen zugesandt worden, und damit sei eine Spaltung erreicht worden, wie sie gerade von den Kriegsfeinden des Deutschen Reiches bezweckt werde. Damit habe Schwingshackl öffentlich zum frontmäßigen Kampf gegen das nationalsozialistische Reich aufgefordert. Dementsprechend wurde das Urteil wie folgt gefällt und begründet: „Gewiß, als geschulter Jesuit schimpft Schwingshackl nicht unbedacht mit starken Worten. Deshalb ist er aber nicht minder gefährlich. Im Gegenteil — in fanatischem Haß gegen unser Großdeutsches Reich und damit auch gegen unser deutsches Volk, den auch der Eindruck seiner Persönlichkeit bestätigt, will er den Zwiespalt organisieren Dieser Verrat zerstäubt seine Persönlichkeit, vernichtet seine Ehre auf immer. Unser Sauberkeitsbedürfnis und der Schutz unseres kämpfenden Reiches verlangen die Todesstrafe dafür. Das gilt selbst dann, wenn sich die weiteren Vorwürfe der Anklage nicht erweisen lassen sollten; auf ihre Untersuchung hat deshalb auch der Vertreter des Herrn Oberreichsanwaltes verzichtet."

Das (für unsere Rechtsbegriffe zu wenig begründete)[2]) Urteil wurde nach Berlin zur Unterfertigung übersandt. Am 11. Januar 1945 wurde es von dem Reichsminister der Justiz Dr. Thierack bestätigt und dem Vollstreckungsbefehl noch ein Begleitschreiben beigelegt, in dem der Reichsminister den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes ersuchte, das weitere mit größter Beschleunigung zu veranlassen und von einer Veröffentlichung in der Presse abzusehen. Nach Eintreffen des Vollstreckungsbefehles wurde Pater Schwingshackl aus der Haftanstalt Salzburg in das Strafgefängnis München-Stadelheim überstellt und sollte gleich hingerichtet werden. Da traf am 13. Februar, kurz nach der Überstellung nach München-Stadelheim, dort ein Telegramm ein, in dem der Verteidiger um Strafaufschub ansuchte, da mittlerweile ein Gnadengesuch eingebracht worden war. Am 17. Februar wurde der ganze Akt wieder zur Neubearbeitung an den Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes gesandt. Dieses Gnadengesuch war ohne Wissen P. Schwingshackls eingebracht worden. Dieser wollte nämlich von einer Gnadenbitte nichts wissen. Die Gnadenbitte brachte der Verteidiger auf Veranlassung der Verwandten und Ordensoberen des Paters ein. Der Verteidiger führte darin aus: P. Schwingshackl sei durch Fehldeutung von Briefstellen irrtümlich als zersetzender Defaitist geschildert worden. Eine derartige Einstellung stehe aber in offenem Widerspruch mit der ganzen Persönlichkeit des Paters, der seine Stellung zum Deutschen Reich auch in seiner treuen Haltung als Grenzlanddeutscher bewiesen habe sowie als Soldat im ersten Weltkrieg. Außerdem enthält die Gnadenbitte eine ver-

[2]) Unserer Meinung nach ist der Übergang in der Urteilsbegründung stark unvermittelt. In welchem Verhältnis stehen Todesstrafe und solche briefliche Äußerungen! In jedem kleinsten Verkehrsunfallprozeß wird heutzutage das Urteil sorgfältiger begründet.

steckte Beschwerde darüber, daß dem Verteidiger erst kurz vor der Verhandlung Einsicht in die Akten gewährt worden war und er auch erst unmittelbar vor dem Termin mit dem Angeklagten sprechen konnte. Leider hatte diese Gnadenbitte insoferne keinen Erfolg, als P. Schwingshackl noch vor ihrer Erledigung im Strafgefangenenhaus an Tbc starb.

Die vielen Leiden der einjährigen Haft hatten der Gesundheit des Paters schwer zugesetzt. Die Tuberkulose, deren erste Wurzeln auf die sibirische Gefangenschaft zurückgehen und an der der Pater schon 1926—1928 erkrankt war, brach von neuem aus, und in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1945 starb der arme Verurteilte.

Über die Zustände im Strafgefangenenhaus und über die Einstellung des Paters berichtet sein Zellengenosse, Pfarrer Eiersebner, an die Verwandten: „Sein harter Tirolerkopf und sein weiches Herz gaben ihm ein ganz besonderes Gepräge. Er konnte so strenge sein in seinen Ansichten, und dabei leuchtete aus ihm eine große, echt priesterliche Güte... Dabei mußten wir täglich 100 Meter Schnur aus Zellophanstreifen drehen. Die Zelle hatte keine Entlüftungsmöglichkeit, und es war eine entsetzlich heiße Stickluft da, so daß wir oft ständig in Schweiß gebadet waren... Damals schrieb er an seine Oberen, bei einem Todesurteil in seiner Sache kein Gnadengesuch zu machen. Vor einer Zuchthausstrafe hatte er mehr Scheu als vor dem Tod. Ich dachte auf dem bitteren Weg, den ich später gehen mußte, oft an ihn... Freilich verlangte Gott noch ein ganz großes Opfer. Oft hat er früher gesagt, er freue sich, geköpft zu werden. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung."

So war sein Tod zwar nicht in dem Sinn ein Heldentod, daß er für seine Gesinnung hingerichtet worden wäre. Es war aber der Tod eines Soldaten: getragen von der Gesinnung des Einsatzes seines Lebens für die Sache Christi. Es war ein würdiger Abschluß eines Soldatenlebens. Der Tod war zwar eingetreten durch die Tuberkulose, verschärft durch Darmblutungen, die in der letzten Zeit dazugekommen waren. Aber die unmittelbare Ursache ist doch in den vielen Leiden zu suchen, die die Gesundheit des Paters völlig ruiniert hatten. Der Pater wurde zunächst auf dem Stadtfriedhof am Perlacher Forst in München beigesetzt und an seinem Grab eine Tafel angebracht, welche nichts anderes enthielt als „Sektionsnummer 87". 1946 wurde die Leiche exhumiert und auf den Jesuitenfriedhof des Kollegiums Pullach bei München übertragen.

Seine Märtyrergesinnung geht ganz klar aus dem Abschiedsbrief an die Verwandten hervor, den P. Schwingshackl am 24. Januar 1945 abfaßte, nicht ahnend, daß er nicht durch den Henker sterben sollte[3]).

[3]) Wir führen hier den ersten Teil des Abschiedsbriefes nicht an, da er nur unbedeutende Dinge enthält, die nur die Verwandten betreffen, und bringen jenen Hauptteil des Briefes, der zur Kennzeichnung der Gesinnung wertvoll ist. Vergleiche auch „Linzer Kirchenblatt" 11 (1955) Nr. 9, S. 4.

„. . . Nun nehme ich Abschied von Euch. Oft bin ich von daheim und von Euch gegangen. Nie war ich so leicht und beglückt wie diesmal, obwohl ich Euch alle mit tiefer Liebe im Herzen trage. Wie es mir geht, wollt Ihr wissen. Wenn ich sage: gut, ich bin glücklich, so ist das viel zuwenig. Ich bin selig. Klar hat die Untersuchung, besonders aber die Art der Verurteilung gezeigt, daß ich für die Sache Christi sterbe. Es könnte wahrhaft nicht herrlicher sein. Zudem ist mein Sterben vollständig frei. Denn ich sah es ganz deutlich und sagte es immer voraus, daß so etwas kommen wird, und ging doch festen Schrittes meinen Weg. Nun stehe ich vor der Hinrichtung. Es ist der Kelch gewiß ziemlich randvoll. Ich war ein Deutscher mein Leben lang. Ich bin heute nach dreißig Jahren noch glücklich, für das Deutschtum und mein Vaterland gekämpft und so viel gelitten zu haben. Wegen meines deutschen Denkens habe ich in den letzten Jahren und auch in all den zahlreichen Gefängniszellen nicht wenig unter Bekämpfung zu leiden gehabt. Nun hat das höchste Gericht Deutschlands mich für ehrverlustig für Zeit und Ewigkeit erklärt. Ich habe mich am deutschen Volke so vergangen, daß ich ausgelöscht werden müßte, als hätte ich nie existiert. Gar so scharf war man, weil ich Jesuit bin. Die fürchtet man. Nun entbehre ich sozusagen jeder geistlichen Hilfe. Das war und ist das schwerste Opfer, zu denken, daß ich nie mehr zelebrieren darf; das hält mir beinahe den Atem an. Ich bin ein Arrestant, trage seit der Verurteilung dessen Kleider, bin seither, also schon fünf Wochen, Tag und Nacht in Ketten gefesselt. Zuerst legte man sie so eng an, daß ich nach der ersten Nacht schon einige Aufreibungen hatte. Eine davon bildete durch den vielen Schmutz im Armknöchel ein großes Geschwür, der ganze Unterarm schwoll stark an. Die Ketten schnitten tief in diese Geschwulst und ließen blaue Male zurück. Verdemütigungen regnete es. Meistens grobe Behandlung, z. B. habe ich das Recht als Verurteilter, Euch zum Abschied zu schreiben. Der Vorstand der Haftanstalt erlaubte es aber nicht. Siebenmal bat ich. Bis heute war es mir wegen Härte eigener Art nicht möglich. Es friert mich ständig, weil man mir die Wollwäsche nicht läßt. Vor einem Jahr wollten zwei Ärzte mit Bestimmtheit Bandwurm feststellen. Die Beweise blieben zwar aus, aber meinen ‚schrecklichen' Hunger konnte ich nur dadurch am besten erklären. Ich würde immer das Dreifache von dem essen, was ich bekomme. So warte ich auf das Letzte, auf das Blutopfer. Ich warte, und das ist ein eigenes Leiden, ohne zu wissen, wann das sein wird. Es kann zu jeder Minute, Tag und Nacht, die Tür geöffnet werden und hereingerufen: ‚Schwingshackl! Kommen Sie!' Es kann in dieser Minute sein, es kann nach verschiedenen Wochen sein. Der Kelch ist voll, aber das ist das Schöne, so voll der Kelch ist, so übergroß und lieblich ist die göttliche Gnade. Ich bin geradezu selig, daß ich dem Heiland meine Liebe auf diese Weise zeigen darf. Wie oft beten wir, wir möchten mir unserem Blute ihm unsere

Liebe zeigen oder die Sünden der Menschen sühnen; das kam mir immer wie eine schwulstige Freundschaftsbezeugung in den guten Tagen vor. Jetzt kann ich sagen: ‚Heiland, mir ist es Ernst'. Die Weihnachten waren so schön, wie noch nie im Leben. In der Jugend ist man dort auch noch zu menschlich. Als Priester hat man zu viel Arbeit. Heuer aber konnte ich mich nur mit der Weihnachtsliebe des Erlösers beschäftigen, bei Tag und besonders viele Stunden der Nacht, denn da ist man nicht gestört. Herrlich war es. Wenn ich sage, ich sei die ganze Weihnachtszeit glücklich gewesen, ist es viel zu wenig. Der Neujahrstag begann wunderbar. Ich wurde gerufen und in eine andere Zelle geführt. Dort wartete ein Priester und hatte zum Versehen hergerichtet. Als ich plötzlich vor dem Heiland kniete, weinte ich wie ein Kind. Ich weiß, daß alles Gnade, erbetene Gnade ist. — Nun komme ich zum Abschiednehmen. Das erste sei ein ganz inniges Danken für alles Beten und Opfern. Um das bitte ich weiter. Ich will auch beten für Euch hier und daheim. Meine innigst geliebten Leute alle, lebt wohl! Im Himmel, in der Heimat, sehen wir uns wieder. Wie bald wird es so sein. Gott sei Dank! Wenn wir nur recht gelebt haben, alles andere geht vorüber. Wie froh bin ich jetzt, daß mein Leben immer hart war. Weinet nicht, wenn ihr diese Zeilen leset. Freuet Euch alle mit mir, der Tag der Hinrichtung ist uns allen ein Festtag! Den Priestersegen gebe ich Euch täglich mit gefesselten Händen und schließe diese Zeilen mit größter Dankbarkeit und zärtlicher Liebe. Es segne Euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Dieser Segen begleite Euch im Leben und helfe Euch im Sterben. Er führe Euch alle daheim zusammen! Amen."

Theologie des Sexuellen

Von DDr. Alois Gruber, Linz a. d. Donau

Eine Theologie des Sexuellen nimmt ihre Erkenntnisse nicht allein aus der Biologie, Medizin, Psychologie oder Pädagogik wie die Sexualphilosophie und Sexualethik, sondern vielmehr aus der Offenbarung. Von daher sollen die Erkenntnisse erweitert, vertieft und der Blick für das Sexuelle geschärft werden. Unter „Sexuellem" verstehen wir im engeren Sinn das spezifisch Sexuelle, das mit den Geschlechtsorganen direkt in Beziehung Stehende, und im weiteren das Geschlechtliche überhaupt, d. h. die Beziehungen von Mann und Frau schlechthin. Wir beachten zunächst:

1. Einige Grundgedanken zur theologischen Anthropologie

Nach der Offenbarung zieht sich ursprüngliches Geschehen wie ein roter Faden so durch die Menschheitsgeschichte, daß seine

Auswirkungen auch das Geschlechtliche betreffen. Die ersten Blätter der Hl. Schrift wissen noch:

a) Vom ursprünglichen Menschenbild

Der Mensch war zunächst geistseelisch von seinem Ursprung nicht gelöst und daher auch in sich noch integriert, noch harmonisch geordnet, ein Ebenbild Gottes. Es sind keinerlei Anhaltspunkte da, daß dieser „Mensch" ursprünglich androgyn oder ungeschlechtlich gewesen wäre, wie das in alter Zeit Plato, in neuerer wieder Müller-Eckhard[1]) behauptet. Es ist unsinnig zu sagen, die geschlechtliche Liebe stamme aus der zweiten, d. i. nachparadiesischen Ordnung. Im Gegenteil, der Mensch war im Urzustand bereits in seiner menschlichen Struktur da, mit der geschlechtlichen Ansprechbarkeit, in voller männlicher und fraulicher Prägung, allerdings in ungetrübter Ordnung und zwiespaltloser Harmonie[2]). Der hl. Thomas sagt, daß die Wonnen der Liebe im paradiesischen Zustand noch größer gewesen sein müssen als nach dem Sündenfall.

b) Vom Ursprung des Zwiespältigen und Bösen im Menschenleben

Mythen und antike Religionen künden vom Ursprung des Bösen, und Philosophen haben viel darüber nachgesonnen. Der geniale Plato nimmt abseits von der Offenbarung bereits der scholastischen Philosophie die bedeutungsvolle Erkenntnis voraus: „Omne ens est bonum." Alles Geschaffene, alles Sein ist an sich gut. Das Böse hat kein eigenes Sein, keinen Selbstand, es ist Mangel am Sein und entsteht durch Mißbrauch des Seins. Durst und Hunger und die Geschlechtskraft sind an sich gut. Erst im Mißbrauch, in der Unordnung liegt das Böse. Die Möglichkeit des Mißbrauches ist durch die Freiheit des Menschen gegeben, und nur dort, wo Bewußtsein und Freiheit steht, kann neben dem Guten auch das Böse sein. Ein und dasselbe Sein kann mit dem positiven Zeichen Gottes oder mit dem negativen des Teufels versehen werden.

In bildhafter Einkleidung[3]) (Baum, Frucht, Schlange), aber psychologisch sehr feiner Art wird ein tiefgreifendes inneres Geschehen im Menschen des Schöpfungsmorgens geschildert[4]). Vom Widersacher Gottes versucht, wagen die ersten Menschen den verhängnisvollen Griff nach absoluter Autonomie, nach Ungebundenheit, Gottgleichheit. „Ihr werdet sein wie Elohim selber, wohl kennend das Gute und das Böse[5])." Und es regt sich stolzes, lustbetontes Begehren. „Und das Weib sah, daß der Baum bekömmlich sei zum Genuß (Fleischeslust) und schön für die Augen (Augenlust) und begehrenswert, um Wissen zu erwerben" (Hoffart

[1]) Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung 26.
[2]) Gn. 1, 31.
[3]) Gn. 2, 15; 3, 1 ff.
[4]) Siehe dazu: Schedl Cl., Geschichte des Alten Testamentes, Bd. I, 77. Anm. 15.
[5]) Gn. 3, 5.

des Lebens)[6]). Das Weib erliegt diesem dreifachen Anreiz und ißt und gibt auch dem Manne davon, und er ißt mit ihr, d. h. in derselben Meinung und Absicht, um zu sein wie Elohim-Gott. So fiel der Mann durch die Frau, nicht sosehr vielleicht von ihr „verführt" (wie die Frau vom Teufel), sondern ihrem verhängnisvollen weiblichen Einfluß erliegend. Augustinus[7]), der ein Kenner des Frauenherzens und der Macht des Weibes über den Mann war, bemerkt hiezu: „Adam. . . noluit eam contristare, quam credebat posse sine suo solatio contabescere, si ab eius alienaretur animo, et omnino illa interire discordia." Diese geschichtlichen Tatsachen vorausgesetzt, können wir in Anlehnung an Albertus Magnus die Sünde und den inneren Umbruch in den Herzen der ersten Menschen etwa so charakterisieren: Im Verlangen nach dem Übermenschlichen entscheiden die ersten Menschen gegen Gottes Willen und erfahren so das Böse. Die in ihr eigenes Bild verliebte Eva achtet in hochmütigem Verlangen nach mehr Schönheit nicht auf den Willen des Herrn. Das liebe „Ich" schiebt sich so zwischen Eva und Gott[8]). Und Adam, verliebt in sein Weib, macht sie zur Gebieterin und vergißt darüber auch den Schöpfer und sein Gebot[9]). So sündigen Adam und Eva durch Ungehorsam gegen Gott: Eva in narzistischer Verliebtheit, Adam durch anbetende Liebe zu einem Menschen[10]). Dieser inneren Loslösung von Gott folgte eine Trübung, eine Verwundung der Menschennatur. Erschütternd stellt diesen Vorgang Michelangelo in der Sixtina dar. Zunächst leuchtet Schönheit und Weisheit in den Gestalten von Adam und Eva, dann aber merken wir erschreckende Spuren der Schuld an Seele und Leib.

Die erbsündige Belastung hat zwar die Natur des Menschen nicht verändert, wie Luther meinte, wohl aber verwundet. Der göttliche Lichtstrahl, der alles im Menschen erhellte und harmonisierte, war gewichen. In der Folge geriet der Mensch in eine eigenartige Zwiespältigkeit. Im Grunde seiner Seele liegt das ursprüngliche Wertempfinden, die Sehnsucht nach Vollendung, aber dem Erleben fehlt die anfängliche Ordnung und Harmonie. Der ungeordnete Geist kann sich selbst zur Qual werden, und die „Leibseele" kann wider die Geistseele begehren. Diese erbsündige Belastung wirkt sich auch verheerend im Sexuellen aus, und es wäre ein Verhängnis, sie nach Art Rousseaus in der Sexualpädagogik zu übersehen.

2. Der Naturalismus und die Theologie des Geschlechtlichen

Der Naturalismus ergeht sich in einer dionysischen Predigt vom Sinnengenuß. „Wer das Wort ‚dionysisch' nicht nur begreift",

[6]) Gn. 3, 6.
[7]) Aug., De Gen. ad litt. XI, 42 n. 59 (PL 34, 453 f.).
[8]) Albertus Magnus, 2. Sent. d. 22 a. 1: „Superbia primum peccatum in Eva."
[9]) Albertus Magnus, 2. Sent. d. 22 a. 2: „sed comedit (Adam) ut morem gereret uxori" (um der Frau zu gehorchen).
[10]) Gagern v. Fr., Der Mensch als Bild 50 ff.

meint Nietzsche[11]), „sondern sich in dem Wort ‚dionysisch' begreift, hat keine Widerlegung Platos oder des Christentums oder Schopenhauers nötig — er riecht die Verwesung. . ." Für einen solchen sind die Begriffe Seele, Geist, freier Wille, Tugend, Sünde, Jenseits, Gott bloße Einbildung, Lüge. Er wird sich darüber hinwegsetzen und im Biologischen das „Göttliche" zu entfesseln und zu entfalten suchen. Das ist die Grundidee des philosophischen und ethischen Naturalismus.

Doch eine derartige zoologische Degradierung verträgt die menschliche Person nicht. Es entsteht in ihr ein verhängnisvolles Vakuum, in dem sich die Gespenster Einsamkeit, Angst und neurotische Ichflucht sammeln. Die treiben den Menschen dazu, sich in steigender Gier an der bunten Vielheit der Erscheinungen festzusaugen oder mit wilder Enthemmung in eine autonome Sexualität zu flüchten, die, von der personalen Liebeskraft gelöst, den Menschen mit tyrannischer Gewalt bedrängt und dämonisiert[12]). Die Erfahrung lehrt, daß ohne geistige und göttliche Ordnungskräfte die menschliche Natur nicht ausgeglichen werden kann, daß sie nur zu leicht in einen dionysischen Rausch gerät[13]), in dem vielfach die Liebe zerschlagen, der Mutterboden der Volkskraft besudelt und beispiellose Konflikte, Enttäuschungen und nicht selten hartnäckige Vorwürfe heraufbeschworen werden. So war es in der griechischen Verfallszeit, so in der Zeit des Niederganges bei den Römern im 2. bis 3. Jahrhundert. Ein enthemmender Naturalismus bildet auch heute im öffentlichen Leben eine fast autonome Macht. Eine Art „Über-Ich" schlägt von daher mit aufdringlicher Gewalt den Jugendlichen „neurotisierend" in seinen Bann.

Zu dieser Sexualität nimmt die Offenbarung entschieden Stellung. Paulus spricht im Römerbrief klar vom Verlust der metaphysischen Werte und deren Folgen im Geschlechtlichen:

„Denn sie erkannten Gott,
verherrlichten ihn aber nicht als Gott
und dankten ihm auch nicht.
Vielmehr gerieten sie in Torheiten mit ihrem Denken,
und verfinstert ward ihr unverständiges Herz[14])."
„Darum überlieferte sie Gott unlauterem Wesen,
gemäß den bösen Lüsten ihres Herzens,
so daß sie ihre Leiber gegenseitig schändeten,
sie, die den wahren Gott mit falschen Göttern tauschten
und den Geschöpfen Ehr' und Anbetung erwiesen . . .[15])"
„Gott gab sie deshalb auch schmachvollen Leidenschaften
preis. . ."

---

[11]) Nietzsche Fr., Ecce Homo. Reclam 60, 62, 80; Kröner II. 272, 279.
[12]) Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung 33.
[13]) Hollenbach J. M., Der Mensch als Entwurf 27.
[14]) Röm. 1, 21.
[15]) Röm. 1, 24 f.

„Dafür empfingen sie an ihrem eigenen Leib auch die Strafe,
so, wie es sich für ihr Verirren ziemte.[16])"

Das Buch der Weisheit sieht in der geschlechtlichen Verwilderung eine Folge der Preisgabe des wahren Gottes:

„So achten sie nicht auf des Lebens und der Ehen Reinheit.[17])"

Die Unzucht selbst brandmarkt Paulus als schwere Schuld und nennt sie an erster Stelle unter den Sünden, die vom Reiche Gottes ausschließen. „Unzucht", so sagt er, „Unkeuschheit und Wohllust... die solches treiben, werden Gottes Reich nicht erben.[18])" Was er den Ephesern[19]) sagt, betonte er bereits in einem Brief an die Christen der leichtlebigen Hafenstadt Korinth: „Gebt euch keiner Täuschung hin! Unzüchtige und Götzendiener, Ehebrecher, Lüstlinge und Knabenschänder ... werden keinen Teil am Gottesreiche haben.[20])" Ihnen gilt vielmehr das endzeitliche Gericht, das die Apokalypse so andeutet:

„Gerichtet ist die große Hure,
die die Erde mit ihrer Hurerei verdarb;
Gerächt hat er seiner Knechte Blut, das sie vergoß.[21])"

Die Tatsache also, daß Unzucht, d. h. bewußte und direkt gewollte Aktualisierung der Geschlechtskraft in vollendeter sexueller Lust vor der Ehe (delectatio venerea, Ipsation, fornicatio) oder direkt gewollter, vollendeter Mißbrauch der Geschlechtskraft in der Ehe (onanismus conjugalis, adulterium) objektiv schwer sündhaft ist, steht als Offenbarungsnorm in jeder Moraltheologie. Daran läßt sich nichts deuteln. In diesem Sinn ist auch das Wort des Herrn zu verstehen: „Ein jeder, der ein Weib auch nur begehrlich (delectatio venerea) ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen.[22])"

Bei aller entschiedenen Verurteilung der Unsittlichkeit hütet sich aber die Offenbarung vor jeder Übertreibung. Auch dieser Zug gehört zur Moraltheologie. Die Ansicht z. B., daß auch jede indirekt gewollte ungeordnete Geschlechtslust objektiv schwer schuldbar ist, eine Anschauung, die oft Ursache von Angst und spiritualistischen Verkrampfungen wird, läßt sich nicht halten. Die Moraltheologie nimmt heute wohl hierin auch allgemein die Möglichkeit der „parvitas materiae" an[23]).

---

[16]) Röm. 1, 26 f.
[17]) Weish. 14, 24 ff.
[18]) Gal. 5, 19 ff.
[19]) Eph. 5, 3.
[20]) 1 Kor. 6, 9 f.
[21]) Offb. 19, 2.
[22]) Mt. 5, 28.
[23]) Schilling O., Lehrbuch der Moraltheologie I. 313; Moraltheologie 168; Noldin H.-Heinzel G., De castitate 18 n. 3.

Zudem muß gesagt werden, daß es im Sexuellen mehr als bei den meisten anderen Sünden wohl auch entlastende subjektive Faktoren gibt. Heftigkeit des Triebes, Mangel an Einsicht mildern hier ohne Zweifel die objektive Schuld. So kann selbst dann, wenn auch die Handlung mit Rücksicht auf die Sache als schwerwiegend bezeichnet werden muß, nicht von schwerer Schuld die Rede sein, wenn keine klare Erkenntnis und Willenszustimmung vorliegt. Je heftiger der innere Trieb ist, um so geringer ist die Schuld[24]).

Auch die Behauptung, daß Unsittlichkeit die schwerste aller Sünden sei, ist in der Offenbarungstheologie nicht begründet. Es finden sich hier viele Stellen, wo die Lieblosigkeit und Gottlosigkeit mehr verdammt wird als die Unsittlichkeit. Der hl. Thomas sagt im Anschluß an die Offenbarung: Die Fleischessünden sind von geringerer Schuld als die Sünden des Geistes, wenn sie auch menschlicher Beurteilung schändlicher erscheinen[25]). Diese entspringen ja an sich nicht dem herzlosen, bösen, sondern dem schwachen Willen. Größer sind die Sünden, die sich in Haß und Lieblosigkeit gegen Gott oder die Mitwelt richten, wie Unglaube, Gotteshaß, Mord und große Lieblosigkeit[26]).

Auch die Ansicht, daß durch die Unzuchtsünden die meisten verdammt werden, wie Isidor von Sevilla († 636) und Alfons von Liguori († 1787) meinen, kennt die Offenbarung nicht. Offenbarungstheologisch gesehen, nennt Christus im Verdammungsurteil bei Matthäus 25, 41 ff. nur die Sünden der Lieblosigkeit, nicht aber die der Unsittlichkeit: „Hinweg von mir, Verfluchte", spricht er dort, „in das ewige Feuer. . ., denn ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist. . . ich war nackt und ihr habt mich nicht bekleidet" usw. Fast aufreizend sagt er den ungerechten, herzlosen, scheinheiligen Pharisäern ins Gesicht: Zöllner und Huren kommen früher ins Himmelreich als sie[27]). Übertreibungen und rigoristische Ansichten in diesem Punkte sind wohl als Nachwirkungen des Platonismus und Manichäismus anzusehen.

Wenn wir uns auch vor Übertreibungen hüten, so darf doch der große Ernst nicht übersehen werden, mit welchem die Hl. Schrift und in der Folge die Theologie sich über den Mißbrauch der Geschlechtskraft, im besonderen über naturalistische Sexualität, schon wegen der schlimmen Folgen äußert. So lesen wir:

„Die Buhlerei, der Wein, der Most
nimmt den Verstand gefangen[28])."
„Wer's mit Dirnen hält, vergeudet sein Vermögen. . .[29])"

[24]) S. th. 1—2 qu. 73 a. 5.
[25]) S. th. 1—2 qu. 73 a. 5.
[26]) S. th. 2—2 qu. 154 a. 3; Mausbach J.-Ermecke G., Kath. Moraltheologie 119.
[27]) Mt. 21, 31.
[28]) Os. 4, 11.
[29]) Spr. 29, 3.

„Zum Tode gehen die Füße,
die sie (das fremde Weib) besuchen,
zur Unterwelt die Schritte,
die zu ihr lenken[30])."

Die Geheime Offenbarung schildert bildhaft die Bestrafung dieser Sünden im Pfuhl von Feuer und Schwefel[31]). Unter den Theologen werden die schlimmen Folgen dieses Lasters von kaum einem tiefer gesehen als von Thomas von Aquin. Er unterscheidet aber ausdrücklich bei diesen Verfehlungen zwischen „incontinentia" und „intemperantia[32])." Incontinentia ist Unbeherrschtheit, Verfehlung aus jäher Leidenschaft in einem augenblicklichen Affekt bei aller Anerkennung der Norm und reuigem Stehen zur Schuld. Intemperantia ist Unzucht, die aus Haltlosigkeit und zügelloser Geschlechtslust hervorgeht. Hier sind die Folgen besonders schrecklich. Die Vorherrschaft der Vernunft ist gefährdet, und die edelsten Seelenkräfte werden absorbiert[33]). Übernimmt die Unsittlichkeit wie eine launische Herrin die Führung, so vermag sie das Menschenbild arg zu entstellen. Eine besondere Bosheit liegt in der Verbindung der Sexualsünden mit Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit. Kaltblütige, herzlose Verführung und rücksichtslose Ehebrüche geben der Sünde dämonischen Charakter, weil sie die Liebe zerstört, Ehen zerrüttet und bitterstes Leid über Kinder und ganze Völker bringt[34]).

3. Die Theologie des Geschlechtlichen und der Spiritualismus

Der Widerpart des Naturalismus ist der Spiritualismus. Haben wir dort hemmungslose Versinnlichung des Lebens, so treffen wir hier Verkrampfung oder unnatürliche Vergeistigung. Der Naturalismus berauscht sich am Sinnlichen, der Spiritualismus drückt ihm den Stempel des Minderwertigen, wenn nicht gar des Sündigen auf. Die Quellen des Spiritualismus sind, wie oben erwähnt, im Platonismus und in der Ideologie des Manichäismus und Gnostizismus zu suchen. Nach Plato ist der Leib minderwertig, eine böse, schuldbare Umklammerung des Geistes. Im Manichäismus und Gnostizismus stehen sich der „reine Geist" und die „böse Materie" gegenüber. Der Mensch ist eine Mischung beider. In ihm liegt die „Lichtseele" im ewigen Kampf mit der aus dem Bösen stammenden „Leibseele". Der Mensch muß sich vom Bösen, d. h. vom Stofflichen, Sinnlichen frei machen.

Es ist wohl eine Ironie der Geschichte, daß neben der naturalistischen Sexualität auch immer der manichäisch-gnostische Spiritualismus auftaucht.[35]) Plato, der genialste Kämpfer gegen den

[30]) Spr. 5, 5.
[31]) Offb. 21, 8.
[32]) S. th. 2—2 qu. 155; qu. 156 a. 3, a. 4.
[33]) Aug., C. Jul. 4, 71; S. th. 2—2 qu. 151 a. 4 ad 3; qu. 153 a. 1 ad 1.
[34]) Schilling O., Moraltheologie 171.
[35]) Siehe dazu: Adam Aug., Der Primat der Liebe 37 ff.

Materialismus nach dem Peloponnesischen Krieg, verfiel dem Spiritualismus. Gegen den wahnsinnigen moralischen Niedergang Roms im 2.—3. Jahrhundert n. Chr. kämpfte der spiritualistische Neuplatonismus um die Befreiung der Menschen von der bösen Stoffwelt. Im schreienden Gegensatz zur Verweltlichung des 12.—13. Jahrhunderts erheben sich die Albigenser, Waldenser, Fratizellen. Während in der Neuzeit in Frankreich bereits die Lüsternheit durchbrach, herrschte in England noch ein Puritanertum voll äußerer Strenge und übertriebenem Schamgefühl. In Deutschland trat die spiritualistische Moralität noch stärker im Mystizismus, Pietismus und im Sektenwesen hervor. Daneben herrschte aber an Fürstenhöfen bereits die schamlose Nachahmung der Versailler Haremswirtschaft und im liberalen Bürgertum eine oft verdeckte naturalistische Sexualität. Vielfach kam es bereits Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer heuchlerischen Mischung geheimer Laszivität und äußerer Ehrbarkeit, zu einer verlogenen Gesellschaftsmoral, bei der eine zimperliche Sittsamkeit und prüde Ehrbarkeit mit geheimer Lüsternheit Hand in Hand ging. Kaum einer hat dies besser durchschaut als Nietzsche.

Im Verlauf der beiden Weltkriege trat der nackte Naturalismus oft chaotisch ans helle Tageslicht: Sexuelle Not, freie Liebe, Kameradschaftsehe, Ehe auf Probe, erotisierte Film- und Vergnügungsindustrie u. ä. Eine raffinierte Abstimmung der „modernen Kulturgüter" auf Sex-Appeal wurde geradezu begehrt, und es bedeutete nur geschäftlichen Vorteil, die Illustrierten mit Sex-Girls zu bespicken.

Aus dieser Sackgasse heraus kann uns auch kein einseitiger Spiritualismus den Weg weisen; denn „Leibfeindlichkeit" wirft den Menschen ebenso aus der Ordnung wie naturalistische Triebenthemmung und Verhimmelung des Sinnlichen. Hier wird nur erlebte Vernunft und Offenbarung den Weg aus dem Chaos weisen und die charakterliche Formung aus diesem Geist Rettung bedeuten. Dabei ist wohl zu beachten, daß die Offenbarung nicht bloß die naturalistische Sexualität ablehnt, sondern sich auch verwahrt gegen eine gnostisch-manichäische Abwertung des Körpers und der Sexualität. Zu ihrem Geist gehört nicht:

a) Die niedrige Einschätzung des Körpers und des Sinnlichen

Das Böse wird im Manichäismus in den Dingen selbst gesehen, anstatt im verkehrten Willen und im Mißbrauch. Das Christentum hat diesen Geist in hartem Ringen überwunden, und trotzdem versucht er, auch die katholische Pädagogik und Pastoration immer wieder zu belasten. Ist es nicht doch manichäisch, von „partes inhonestae" und „minus honestae[36])" zu sprechen oder in Beichtspiegeln zu

[36]) Schilling O., Lehrbuch d. Moraltheologie 314 betont, daß mit dieser Bezeichnung dem Werke Gottes keineswegs ein Makel angehängt werden soll, vielmehr dient die Unterscheidung dazu, den möglichen oder wahrscheinlichen Grad der Erregung festzustellen.

fragen: „Habe ich Unkeusches angesehen, angerührt?“, als wäre der Körper selbst minderwertig, unkeusch.

Die Hl. Schrift betont bereits auf den ersten Blättern das philosophische Axiom: „Omne ens est bonum.“ Fast nach jedem Schöpfungstag drückt sie betont diesen Gedanken Gottes aus mit den Worten: „Es war gut.“ Noch am Abend des letzten Schöpfungstages, da Gott „den Menschen als sein Bild schuf[37]),“ steht die bezeichnende Reflexion: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte. Es war sehr gut[38]).“

Auch nach dem Sündenfall bleibt das Axiom: „Omne ens est bonum“ bestehen. Die Natur der Dinge und die des Menschen hat sich nicht verändert, trotz Verwundung. Und wenn auch durch schlechte Verwaltung des an sich Guten letztlich der Körper in böse Beziehungen gerät, so ist der Gegensatz zwischen Gut und Böse nie identisch mit dem Gegensatz von Leib und Seele. Das Böse liegt hier ja gerade im verkehrten Geist. Der Körper ist an sich gut und heilig und nach der Schrift des Neuen Testaments ein „Glied Christi[39]),“ ein „Tempel des Hl. Geistes[40]).“ Er ist hineingenommen in die Heiligung durch die Liturgie und soll teilhaben am ewigen Leben durch die verherrlichende, vergeistigende Umwandlung. Gut und heilig sind auch die Liebesbeziehungen von Mann und Frau. Sie sind in der sinnlichen Natur nicht bloß erlaubt, sondern sittlich gut und heilig, wie alles vernünftige Tun. Das eigentliche Telos des Sexuellen ist das Kind als lebendiger Ausdruck der Liebe. In dieser Frucht der Zweigeschlechtlichkeit sieht die Offenbarung ein Gottesgeschenk als Gabe und Aufgabe.

„Seht! Söhne sind des Herren Gabe,
Belohnung Leibesfrucht[41]).“
„Weh dem, der da zu einem Vater sagt: Was brauchst du noch Kinder?
Und zum Weibe: Was wirst du noch Mutter?[42])“

Die mindere Einschätzung der Frau ist nicht christlichen, sondern heidnischen Ursprungs. Und griechich-heidnische Philosophie und Mangel an biologischen Erkenntnisssen haben selbst die Anschauungen eines Augustinus, Albertus Magnus[43]) und Thomas von Aquin[44]) über die Frau infiziert. Nach dem Schöpfungsbericht[45])

---

[37]) Gn. 1, 26 f.
[38]) Gn. 1, 31.
[39]) 1 Kor. 6, 15.
[40]) 1 Kor. 9, 16.
[41]) Ps. 127, 3.
[42]) Is. 45, 10.
[43]) Albertus Magnus, 2 Sent. 20, 1; 4 Sent. 26, 6.
[44]) Thomas, 2 Sent. d. 21 qu. 2 a. 1: „Mulier, etiam quantum ad animam, viro imperfectior.“
[45]) Gn. 5, 1 f.

schuf Gott beide, Mann und Frau, nach seinem Bilde. Das Buch der Sprüche[46]) weiß ein hohes Lied zu singen auf die „mulier fortis", und Christus selbst stellte entgegen der Praxis seiner Zeit die Frau mit feinsinniger Entschiedenheit auf die gleiche Stufe wie den Mann.

Weit entfernt von jedem Manichäertum ist auch die reine Unbefangenheit der Offenbarung dem Körperlichen und Geschlechtlichen gegenüber. Im Alten Testament sagt Gott über Christus: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt[47])." Christus selbst nimmt ohne Scheu Bilder aus dem geschlechtlichen Bereich zur Grundlage seiner Gleichnisse, wie die gebärende Frau, die alle Schmerzen vergißt, wenn sie das neugeborene Kindlein in den Armen hält[48]), oder die jubelnde Stimme des Bräutigams am Hochzeitstage. Wie farbenfroh kündet das „Hohelied" des Alten Testaments von der bräutlichen Liebe! Ganz unbefangen schrieben auch große Nonnen, wie Roswitha von Gandersheim und Hildegard von Bingen, oder Mönche wie Meister Eckehart über Geschlechtliches, über die gesunden, innigen Beziehungen von Mann und Frau. Sie nehmen mit einer Selbstverständlichkeit die geschlechtliche Liebe als Gleichnis für die himmlische Liebe. Auch Darstellungen der Beschneidung Jesu, der Gottesmutter, wie sie ihr Kind unter dem Herzen trägt oder stillt, waren der gotischen Zeit geläufig. Welch natürlicher, reiner, unbefangener Zug liegt in alten Gebeten und Liedern! Hier waren reine Grundlagen für eine geschlechtliche Erkenntnis gegeben. Heute scheuen sich vielfach die Eltern, mit den Kindern darüber zu sprechen, weil sie in den Geschlechtsvorgängen etwas Erniedrigendes sehen. Aber auch gerade die Leibfeindlichkeit und niedere Einschätzung des Sinnlichen wirft den Menschen aus der Ordnung. Durch solche Prüderie bekommt der Leib ja dann erst recht ein Übergewicht und wird unerträglich.

b) Manichäische Absonderung und Ablehnung des Sinnlichen und Sexuellen

Grundsätzlich wurde im Manichäismus das Sinnliche verächtlich gemacht, Fleisch, Wein und jede sexuelle Lust als unrein und sündhaft gebrandmarkt. Auch uns ist klar, daß es keine Sittlichkeit gibt ohne Beherrschung und Enthaltsamkeit, Beherrschung freilich nicht als Hemmung der Gesamtperson, sondern als Hemmung der chaotischen und infantilen Triebforderung. Das galt auch für die Stoa ebenso wie für die Ethik Kants. Und Christus drückt das so aus:

> „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt,
> so bleibt es für sich allein,
> wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht[49])"

[46]) Spr. 31, 10.
[47]) Ps. 2, 7.
[48]) Jo. 16, 21.
[49]) Jo. 12, 24.

„Gibt dein rechtes Auge dir zur Sünde Anlaß,
so reiß es aus und wirf es weg!
Denn besser ist's für dich, eines deiner Augen geht zugrunde,
als daß dein ganzer Leib zur Hölle fährt[50])."

So ist es also klüger, der Mensch tut sich in einem Teil ein Leid an, um das Ganze zu retten. Aber Beherrschung und selbst Enthaltsamkeit bis zur Ehelosigkeit ist nicht Selbstzweck, sondern steht im Dienste der vernünftigen Ordnung oder eines höheren Wertes.

c) Manichäische Überbetonung des Sexuellen im Rahmen der gesamten Sittlichkeit

Es ist auch eine Verkennung, wenn für die sittliche Höhe eines Menschen einzig das Sexuelle ausschlaggebend ist. Eine arge Akzentverschiebung liegt vor, wenn „Sittlich", das Gesamtsittliche, einfach mit „Sexuell" gleichgesetzt wird, wie das im vorigen Jahrhundert geschah. Es ist auch nicht richtig, wenn über die Keuschheit so und so oft gesprochen wird, als wäre sie die höchste Tugend. Die Evangelien behandeln das Sexuelle mit großem Ernst, aber auch mit feinsinniger Zurückhaltung. Richtig ist sicher, daß Keuschheit eine wichtige Tugend ist, daß sich hier starke Energien entwickeln und daß sie für den Jugendlichen oft entscheidend ist für ein ganzes Leben. Von keinem Wort wird jedoch in der Schrift Höheres und Heiligeres gesagt als vom Wort „Liebe". Von dieser Schau her muß sowohl der Naturalismus als auch der Manichäismus überwunden werden.

4. Schamgefühl und Schamlosigkeit in der Offenbarung

Im Menschen des Schöpfungsmorgens war nichts da, wessen er sich hätte schämen müssen, weder Sünde noch innere Zwiespältigkeit oder sündige Bereitschaft. Klar sagt die Schrift: „Die beiden aber, der Mensch und sein Weib, waren nackt; aber sie schämten sich nicht vor einander[51])."

Erst mit der Sünde und der aus ihr folgenden inneren Zwiespältigkeit erwachte das Schamgefühl. „Es gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten: sie waren nackt. Da flochten sie Feigenblätter und machten sich Schürzen[52])." Und wie sie Gottes Dasein im Wettersturm erkannten, „da versteckte sich der Mensch mit seinem Weib vor dem Herrgott unter den Bäumen des Gartens[53])." Vom Herrn gerufen, sagte Adam: „Ich hörte dein Geräusch im Garten und erschrak, weil ich nackt bin, und so versteckte ich mich[54]). Und der Herr Gott machte Adam und seinem Weib Fellröcke und hüllte sie darein[55])."

---

[50]) Mt. 5, 29.
[51]) Gn. 2, 25.
[52]) Gn. 3, 7.
[53]) Gn. 3, 8.
[54]) Gn. 3, 10.
[55]) Gn. 3, 21.

Seitdem ist wohl das Schamgefühl ein angeborenes Gefühl für das Sittliche und Schickliche schlechthin. In ihm berühren sich auf merkwürdige, dunkle, zwiespältige Weise „Geist" und „Fleisch", Ewigkeit und Zeitlichkeit, Wesen und Existenz[56]). Der erbsündige Mensch kann sich schämen, weil er Geist ist, und er muß sich schämen, weil er den Leib entgegen dem Wünschen und Wollen des Geistes erlebt. In der Schamhaftigkeit regt sich das Eigenwertgefühl gegen das Böse oder gegen sündige Zumutung. Echtes Schamgefühl soll sich nach der Schrift lebendig gegen die Sünde stellen. „Schämet euch und errötet über eure Wege, Israel[57]); schäme dich, über Fremde zu schwätzen[58]), Geheimnisse zu offenbaren[59]), nach einer Hure zu blicken[60]). Das Schamgefühl als Regung echten Selbstwertstrebens soll auch den Menschen in seiner Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit schützen. Die Schrift hebt es hervor, ja fordert es. Frauen sollen in sittsamer Haltung (cum verecundia), mit Zucht sich schmücken und mit edlem Anstand[61]), sie sollen ehrbar (pudicas) leben[62]). Ein Bischof oder Diakon muß nüchtern, besonnen und sittsam (pudicus) sein[63]).

Das Schamgefühl ist auch nach dem Sündenfall als Folge der Zwiespältigkeit zwischen geistigem Personsein und Leib[64]) ein angeborener Selbstschutz des Menschen, ein Ordnungsregler, der als Wächter wie Schmerz, Angst, Schuld, Reue, Ekel den Menschen vor moralischer und besonders geschlechtlicher Unordnung und Auflösung behüten soll[65]).

Schamlosigkeit gilt in der Offenbarung als Sünde, als sittliche Verfallserscheinung, als Werk des „Fleisches". Die Hl. Schrift hat nicht bloß ein scharfes Urteil über die Unzucht (porneia)[66]), das sind im Neuen Testament Vergehen gegen das Geschlechtsleben im allgemeinen und gegen die Ehemoral; sie spricht auch verurteilend von der Schamlosigkeit, der Unreinheit (akatharsia) [67]) und

[56]) Scheler M., Über Scham und Schamgefühl 47.
[57]) Ez. 36, 32.
[58]) Sir. 41, 28.
[59]) Sir. 42, 1.
[60]) Sir. 41, 19.
[61]) 1 Tim. 2, 9.
[62]) 1 Tim. 3, 11.
[63]) 1 Tim. 3, 2, 8.
[64]) Scheler M., Über Scham und Schamgefühl 57.
[65]) Siehe: Messner J., Widersprüche in der menschlichen Existenz 49, 425, 373 Anm. 36. — Schneider E., Psychologie der Jugendzeit 171.
[66]) Pornos, porneia (Hurer, Hurerei) bedeutet im Neuen Testament durchwegs Mißbrauch der Geschlechtskraft als außereheliche oder widernatürliche Unzucht, jede Art illegitimen Geschlechtsverkehrs. Kittel G., Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament 579, 590. Haag H., Bibel-Lexikon 1662. Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 1111.
[67]) Akatharsia bedeutet, im moralischen Sinne betrachtet, soviel wie Schamlosigkeit, Unsauberkeit in sittlicher Hinsicht, libidinöse, schamlose Lebensart, Lasterhaftigkeit. Zorell F., Novi Testamenti Lexicon Graecum 21; Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum 13. Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 43.

dem frechen Leichtsinn, der sinnlichen Schwelgerei (aselgeia)[68]). „Gar offenkundig", sagt sie, „sind des Fleisches Werke, z. B. Unzucht (porneia), Schamlosigkeit (akatharsia) und Schwelgerei (aselgeia)[69])." „Unzucht (porneia) und jede Art von Unreinheit (akatharsia) und Habsucht werde unter euch nicht einmal erwähnt! So ziemt es sich für Heilige . . . Doch dieses merkt euch wohl: Kein Unkeuscher (pornos), kein Unreiner (akathartos) . . . hat Erbteil am Reiche Christi[70])." Sehr ernst bemerkt Paulus zu den Ephesern[71]):

„Unwissenheit hält sie umfangen,
weil ihr Herz verhärtet ist.
Und unempfindlich wurden sie
und gaben selbst der Ausschweifung (aselgeia) sich hin,
um unersättlich jeder Unreinheit (akatharsia) zu frönen."

Beim Besuch der Hafenstadt Korinth, die berüchtigt war wegen ihrer Zuchtlosigkeit, befürchtet Paulus Verdemütigung und Trauer über viele wegen ihrer Sünden, „der Unlauterkeit (akatharsia), der Unzucht (porneia) und der Ausschweifung (aselgeia)[72])."

Paulus nennt hier die ganze Stufenleiter geschlechtlicher Verwahrlosung von der Unzucht bis zu den raffinierten Schamlosigkeiten der dekadenten hellenistischen „Kulturwelt". Schamlosigkeit in den verschiedensten Nuancen bedeutet im Sinne der Offenbarung sittlichen Verfall. Die Offenbarung berührt damit auch ein verhängnisvolles Spätprodukt der Zivilisation. Heute wird das Schamgefühl vieler Jugendlicher bedroht und abgestumpft durch Praktiken im öffentlichen Leben, die als schamlos bezeichnet werden müssen, z. B. durch Filme und eine schamlose Mode, durch das Nachtleben in den Großstädten, das Strandleben, das schändliche Gebaren in Tanz- und Gesellschaftsformen. Die Sauberkeit der Jugend kann nicht erhalten werden, wenn von den Erwachsenen die Grenzlinien von Takt und Anstand, die echtes Schamgefühl gezogen hat, nicht mehr respektiert werden.

5. Die Harmonie des Sinnlich-Geistigen unter dem Primat der Liebe

Die Theologie des Sexuellen weiß um die Natur des Menschen als des „animal rationale" und will die Harmonie beider, des Sinnlichen und Geistigen, unter dem Primat der Liebe.

---

[68]) Aselgeia ist wohl Zügellosigkeit, Üppigkeit, Schwelgerei, ferner Leichtsinn, Frechheit, Zudringlichkeit, Wollust im Sinne sexueller Dekadenz der hellenistischen Welt. Das Wort wird abgeleitet vom Namen einer pisidischen Stadt „Selge", die wahrscheinlich durch geschlechtliche Dekadenz hervorragte. Pape's W. Griechisch-deutsches Wörterbuch 369. Siehe dazu auch: Zorell F., Novi Testamenti Lexicon Graecum 78; Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum 13; Haag H., Bibel-Lexikon 1662; Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch 180.

[69]) Gal. 5, 19.

[70]) Eph. 5, 3—5.

[71]) Eph. 4, 18, 19.

[72]) 2 Kor. 12, 21.

a) Vom Primat der Liebe im Sinne der Offenbarung

Der Herr beantwortet die Frage, welches das größte Gebot im Gesetze ist, mit dem Wort:

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben
aus deinem ganzen Herzen . . .
Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!
Größer als dieses ist kein anderes Gebot[73])."

Die Liebe in der Doppelform der Gottes- und Nächstenliebe ist das neue Gebot[74]), das Kennzeichen der Jüngerschaft Christi[75]) die Vollendung des Gesetzes[76]), die Norm, nach der Gott einst die Menschen richten wird[77]). „Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, ja diese drei; das größte aber unter ihnen ist die Liebe[78])," ja „hätte ich die Liebe nicht, dann wäre ich nur ein tönendes Erz, nur leeres Klingeln einer Schelle[79])." Denn Gott selbst ist die Liebe[80]).

Die Liebe ist somit die höchste von allen Tugenden. Diese Wahrheit gilt unumstritten in der ganzen Offenbarung, bei allen Vätern wie in der gesamten Theologie. Es geht hier allerdings nicht um die Liebe der Filme und Romane, auch nicht bloß um die Liebe der Mutter zum Kinde oder um die opferbereite Hingabe der Krankenschwester, sondern um die echte, tiefe Verbundenheit des Menschen mit Gott und Mitwelt, um die Kommunikation mit Gott, Mann, Frau, Kind. Es geht um das wirkliche „velle bonum" in den verschiedenen Formen des gesamten Menschseins. Diese Liebe ist nach der Offenbarung die Königin aller Tugenden. In ihr soll der Mensch seine personelle Verwirklichung finden.

Es scheint daher auch nicht verwunderlich, daß Christus keine Sünde strenger geißelt als die Lieblosigkeit. Sein erschütterndes achtfaches „Wehe" gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten gilt ihrer Heuchelei und ihrem Hochmut, ihrer Hartherzigkeit und Lieblosigkeit[81]). Wie bitter klagt doch das Wort: „Denkt doch darüber nach, was es bedeutet: Erbarmen will ich und nicht Opfer[82])."

Diejenigen, welche in den Verfehlungen wider die Keuschheit die schwersten und gefährlichsten Sünden sehen wollen, müssen beachten, daß Christus gegen die Sexualsünder nicht annähernd die gleiche Strenge zeigte wie gegen die Lieblosigkeit. Die reuige Ehebrecherin schützt er mit den Worten: „Wer von euch hier

---

[73]) Mk. 12, 30 f.; Lk. 10, 27; Mt. 22, 37.
[74]) Jo. 13, 34.
[75]) Jo. 13, 35.
[76]) Röm. 13, 10.
[77]) Mt. 25, 35 ff.
[78]) 1 Kor. 13, 13.
[79]) 1 Kor. 13, 1.
[80]) 1 Jo. 4, 16.
[81]) Mt. 23, 24.
[82]) Mt. 9, 13.

keine Sünde hat, der werfe den ersten Stein auf sie[83])!" Und zu ihr gewendet sagt er: „Geh hin und sündige fortan nicht mehr[84])." Ähnlich ist sein Verhalten gegenüber der reuigen Sünderin. „Ihre vielen Sünden sind nachgelassen, weil sie große Liebe hat[85])." Zu den erschreckendsten endzeitlichen Erscheinungen gehört das Übermaß an Bosheit und daß in vielen die Liebe erkalten wird[86]). Echte menschliche Liebe aber, die das Herz erfüllt, verscheucht viel Dunkelheit.

Diejenigen, welche theoretisch die Liebe, praktisch aber die Keuschheit an die Spitze der Tugenden stellen wollen, wie etwa der berühmte Jugendschriftsteller A. v. Doß[87]), müssen bedenken, daß die Schrift nirgends die Keuschheit als Ausgangspunkt der anderen Tugenden[88]), vielmehr des öfteren als Folgeerscheinung der Liebe erwähnt. Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz ja schon erfüllt. Denn das Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten" . . . und jedes andere Gebot ist in dem einen Gotteswort enthalten: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst[89])!" Thomas v. Aquin sagt: „Es kann keine Tugend bestehen ohne die Liebe[90])."

Und in der Werthierarchie stehen nach Thomas zunächst die theologischen Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe. Die größte unter ihnen ist die Liebe. Sie ist die „excellentissima virtutum[91])," Wurzel und Fundament aller anderen Tugenden[92]). Die Spitze der sittlichen Tugenden nimmt die Weisheit ein, ihr folgen die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und letztlich die Mäßigkeit, die sich in der Beherrschung des Nahrungs- und Geschlechtstriebes äußert[93]). Die Liebe bleibt auch hier Königin der Tugenden, der Maßstab für sittliche Höhe. Zu ihr gesellt sich unter den sittlichen Tugenden als erste die Weisheit. Liebe und Weisheit finden ihre vornehmste Auswirkung auch im Geschlechtstrieb.

b) Die personale Harmonie als Lebens- und Erziehungsziel

Das lateinische Wort „homo" und das griechische Wort „anthropos" bezeichnen das gleiche, den Menschen, aber doch nach verschiedenen Richtungen. Das lateinische „homo" meint den

---

[83]) Jo. 8, 7.
[84]) Jo. 8, 11.
[85]) Lk. 7, 47.
[86]) Mt. 24, 12.
[87]) Doß A., Gedanken und Ratschläge 334.
[88]) Das Zitat bei Doß A., Gedanken und Ratschläge 334: „Alles Gute ist mir zumal mit ihr gekommen und unberechenbarer Ehrenglanz durch ihre Hände!" bezieht sich in Weish. 7, 11, nicht auf die Keuschheit, sondern auf die Weisheit.
[89]) Röm. 13, 9.
[90]) S. th. 1—2 qu. 65 a. 3.
[91]) S. th. 1—2 qu. 62 a. 4; 66 a. 6.
[92]) S. th. 1—2 qu. 62 a. 4.
[93]) S. th. 1—2 qu. 66. — 2—2 qu. 141. — 2—2 qu. 161.

Erdgeborenen (humus) und das griechische „Anthropos" den, dessen Angesicht den Sternen zugewandt ist[94]). Man muß beides vereinen, das Geistbegabte und das Erdgebundene, um den ganzen Menschen in seiner Fülle zu umgreifen und zur harmonischen Entfaltung seines Wesens zu führen.

Auch im Lichte der Offenbarung erscheint beides als gottgewollt. Wohl warnt die Schrift vor der Sinnenwelt, insofern sie als Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens Anlaß zum Mißbrauch gibt, wenn sie sagt: „Liebet nicht die Welt noch was sich in der Welt befindet . . . , die Welt vergeht samt ihrer Lust[95])"; aber über die gleiche farbenfrohe Welt sagt sie auch: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab[96])".

Es wäre überspitzt, in den innerpersonalen Spannungen im Sinne Klages den Geist als Widersacher der Seele zu sehen oder eine Wesensgegensätzlichkeit zwischen Körper und Geist, sondern es ist ein Anruf an die menschliche Existenz zu schöpferischer Wertverwirklichung. Durch transzendierende Akte soll der Mensch in der Geworfenheit seines Daseins seine Existenz begründen (Existenzialphilosophie). Es ist doch so, daß Leib und Seele, Körper und Geist, Amor und Psyche, männliche Kraft und weibliche Anmut, männlicher Wille und frauliches Gemüt, scheinbare Gegensätzlichkeiten, in spannungsreicher Harmonie zu stärksten Kraftquellen künstlerischen Schaffens, menschlicher Kultur und persönlicher Lebensformung werden. Sexus, Eros, Charis, Agape dürfen einander nicht verachten, denn Eros ohne Agape sinkt hinab in tierische Brunst, und Agape ohne Eros erstarrt in eisiger Kälte. Sie sind berufen, einander in hierarchischer Ordnung zu ergänzen[97]) und den Menschen vom Entwurf zur harmonischen Wesensentfaltung zu geleiten.

Der hl. Thomas hat an die Spitze der theologischen Tugenden die Liebe und an die Spitze der sittlichen Tugenden die Weisheit gestellt. Liebe und Weisheit, diese beiden, geben auch das sichere Geleite auf dem Wege der Beherrschung und Entfaltung des Geschlechtlichen. Ob es aber einen Zauberschlüssel gibt, der das letzte Tor zu dieser Liebe und Weisheit des Lebens erschließen könne? Wir müssen in Anlehnung an Peter Wust[98]) antworten: „Jawohl." Und zwar ist dieser Zauberschlüssel das Gebet. Im Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, vollzieht sich Erlösung. Erst durch die Erlösung wird eine lebenswichtige Transparenz im Geschlechtlichen eröffnet.

---

[94]) Vgl. Schenkl K., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch 71.
[95]) 1 Jo. 2, 15.
[96]) Jo. 3, 16.
[97]) Schiller Fr., Anmut und Würde.
[98]) Wust P., Ein Abschiedswort 6.

Literatur

Adam Aug., Das sechste Gebot. Paderborn 1948.
Adam Aug., Der Primat der Liebe. Kevelaer 1939.
Bauer W., Griechisch-deutsches Wörterbuch. Gießen 1924 f.
Doß A., Gedanken und Ratschläge[27]. Freiburg 1920.
Gagern Fr. v., Der Mensch als Bild. Frankfurt 1955.
Grimm C., Lexicon Graeco-Latinum. Lipsiae 1888.
Haag H., Bibel-Lexikon. Einsiedeln-Zürich-Köln 1951.
Hollenbach J. M., Der Mensch als Entwurf. Frankfurt 1957.
Kittel G., Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Stuttgart 1933.
Mausbach J.-Ermecke G., Kath. Moraltheologie. Münster 1953.
Messner J., Widersprüche in der menschlichen Existenz. Innsbruck 1952.
Müller-Eckhard H., Grundlagen der Geschlechtserziehung. Stuttgart 1956.
Nietzsche Fr., Werke, Kröner-Ausgabe. Stuttgart 1939.
Noldin H.-Heinzel G., Summa theologiae moralis, De castitate. Oeniponte 1948.
Pape's W. Griechisch-deutsches Wörterbuch. Braunschweig 1888.
Rießler P., Die Heilige Schrift des Alten Bundes. Mainz 1926.
Schedl Cl., Geschichte des Alten Testamentes. Bd. I. Innsbruck 1956.
Scheler M., Über Scham und Schamgefühl. In: Schriften aus dem Nachlaß. Bd. I. 55—148. Berlin 1933.
Schenkl K., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Wien 1875.
Schilling O., Moraltheologie. Freiburg 1922.
Schilling O., Lehrbuch der Moraltheologie. Münster 1928.
Schneider E., Psychologie der Jugendzeit. Bern 1947.
Storr R., Die Heilige Schrift des Neuen Bundes. Mainz 1926.
Thomas v. A., Summa theologica (S. th.). Sentenzen-Kommentar (Sent).
Wust P., Ein Abschiedswort. Münster 1951.
Zorell E., Novi Testamenti Lexicon Graecum. Parisiis 1911.

Ich sah den Menschen bis in die Seele hinein

Gedanken eines Hausmissionars

Von P. Reinhold Wick O. Cap., Wil/St. Gallen (Schweiz)

Wer den Menschen kennenlernen will, wie er ist, und nicht, wie er sich auf der Straße und auf Festplätzen gibt, der muß in seine Wohnung gehen und ihm bis auf den Grund der Seele schauen. 17 Jahre lang lief ich Großstadtmenschen nach wie ein Jagdhund Gottes und stand an den Türen und in den Stuben von Zehntausenden, um mich seelsorgerlich vor allem um die religiös Abseitsstehenden zu mühen. Es ist nicht immer leicht, an die Seele dieser Menschen heranzukommen. Aber auch da, wo man sich den Eintritt in die Wohnung freundlich erzwingt, hat man nicht selten den Eindruck, daß die Aufgesuchten bei Innewerden des eigentlichen Zweckes des Besuches das Gefühl haben, daß sie weit glimpflicher davongekommen wären, wenn es sich nur um eine Bettelaktion handelte, die maßgeblicher Beweggrund des Priesterbesuches wäre, weil sie die Tiefen der Seele unangetastet ließe.

Denn man händigt nicht jedem den Schlüssel aus. Einem Unbekannten die letzten Geheimnisse der Seele zu eröffnen und die kranken und schadhaften Stellen im Gefüge der Seele wie einen erkrankten Körper vor dem Arzte bloßzulegen, setzt ein nicht geringes Vertrauen voraus, das der Missionar meist erst gewinnen muß. Und selbst dann noch ist es eine Prozedur, der man nicht ohne weiteres willens ist, sich auszusetzen. Vielfach sind diese Menschen selber seit Jahr und Tag nie mehr bis zum innersten Kern ihrer Seele vorgedrungen und helfen sich über eine gelegentlich aufgewühlte Seelenstimmung mit ein paar Schlagwörtern leichterdings hinweg. Manche tragen geradezu eine grimmige Entschlossenheit zur Schau, die Fenster ihrer Seele niemandem zu öffnen und ihre letzten Geheimnisse keinem anderen zu enthüllen, aus Furcht vor möglichen Konsequenzen.

So ist es oft ein weiter und langer Weg, bis man das Vertrauen des Menschen gewonnen hat. Auch dann noch sind solche Menschen anfänglich nicht ohne weiteres gewillt, die letzte Schublade aufzuziehen und Einblick zu gewähren in ihre innere seelische Situation. Anständig, aber zäh und verbissen können sie ihre Position verteidigen. Niemand unterzieht sich gerne einer Gehirnwäsche, keiner gibt leichterdings Irrtümer in der Weichenstellung zu und keiner will Besiegter sein. Man hat Gründe und Motive genug. Aus diesen Menschen spricht der unbändige Wille, alles beim Status quo zu belassen. Sie haben Gründe und Motive genug dafür — man findet ja stets Argumente, um das zu rechtfertigen, was man wünscht —, und so sind sie nicht willens, es hinzunehmen, daß man ihre Kreise stört. „Freund, ich bin zufrieden, geh' es wie es will!" In mehr Fällen aber stemmen sie sich in heftiger Leidenschaftlichkeit dagegen und haben hundert Ausflüchte, um ihr Inneres nicht bloßlegen zu müssen. Sie erscheinen wie Kranke, die sich sträuben, den Arzt zu empfangen aus Furcht vor einer möglichen schmerzhaften Operation. In Güte und Geduld muß der Missionar diese Bedenken zerstreuen und in Ehrfurcht der Einzelseele begegnen. Denn wer keine Ehrfurcht vor der Menschenseele hat, wird sie auch nicht bekehren. Diese Ehrfurcht ersteht aus dem Wissen um die Gottebenbildlichkeit der Seele und um ihren ewigen Wert. Auch die Seele des Verlorensten ist ja in das Herzblut des Erlösers getaucht und im Letzten gleichrangig und gleichwertig mit einer Priesterseele.

„Der Priester hat Ehrfurcht vor dem Sünder, weil er in ihm eine Hoffnung auf Umkehr lebendig weiß. ‚In allen Menschen gibt es eine Hoffnung auf Umkehr,' sagt Ignatius von Antiochien. Welche Gestalt diese Hoffnung konkret annimmt, das ist bei jedem einzelnen verschieden. Die Ehrfurcht, gepaart mit der Liebe, hat den verschiedenen Wandlungen dieser Hoffnung auf Umkehr nachzugehen. Sie schaut um sich. Sie sucht sich in die seelische Situation der Einzelseele zu vertiefen und die Diagnose zu stellen,

um Ansatzpunkte zu entdecken, die mit dieser Hoffnung zu tun haben könnten. Sie glaubt an die ‚Realität dieser Hoffnung' im lebendigen Menschen und harrt geduldig der Stunde, bis sie einmal unter der Maske verborgen an den Tag kommt. Der Schmutz, den sie dabei entdeckt und finden muß, jagt ihr keinen Schreck ein, entfacht vielmehr die Liebe, weil sie weiß, was auf dem Spiel steht. Wenn nichts da sein sollte, wenn sie keine Ansatzpunkte finden sollte, wie manche Stimmen heute zu behaupten scheinen, so können Ehrfurcht und Liebe hier in diesem Bereich mitunter schöpferisch hervorbringen, was sie suchen und was zuvor scheinbar nicht da war. Der ehrfürchtig liebende Blick, den der Priester auf den Sünder wirft, hat etwas von der unendlichen Schöpferkraft der göttlichen Liebe an sich. Wenn er echt ist, vermag er neue Dinge zu schaffen. Unamuno, der geniale Deuter des Don Quichotte, weist in seinem Buche über den fahrenden Ritter auf die Episode hin, wo dieser es mit Freudenmädchen zu tun bekommt, diese jedoch nicht als solche erkennen will, sondern sie alle als Hofdamen und Edelfräulein anredet und behandelt. Durch diese Behandlung teilt sich ihnen mit, was sie zuvor nicht waren, vielmehr bringt er wieder ans Licht, was sie im Tiefsten und Letzten doch sein möchten. Anfänglich lachten sie, doch dann gingen sie darauf ein und nahmen es schließlich ernst. In dieser Szene ist das Geheimnis christlicher Ehrfurcht vor dem Sünder verdichtet und daß sie imstande ist, die Menschen zu verwandeln, aus Sündern wieder Kinder Gottes zu machen. Sie ist gewiß im Letzten ein Geheimnis göttlichen Wirkens im Menschen" (J. Blank, „Seele", April 1954).

„Der Priester ist sich bewußt, daß die religiös Abständigen und Abtrünnigen nicht aus der Führung Gottes herausgefallen sind, daß Gott auf sie wartet und um sie wirbt. Und gerade deshalb erfüllt ihn ein heiliger Respekt vor jeder Seele, so unbändig sie sich ihm gegenüber auch gebärden sollte und so hoffnungslos ‚der Fall' auf den ersten Blick ihm auch erscheinen möchte. Augustinus hat eines Tages vor einer halbleeren Kirche predigen müssen, weil alles zu den Gladiatorenspielen lief. ‚Einmal waren wir selbst so dumm', sagt er, ‚dort im Zirkus zu sitzen. Und was meint ihr, wie viele zukünftige Christen werden heute dort sitzen? Ja, wer weiß, wie viele zukünftige Bischöfe?' Und viel ernster: ‚Nur die Bösen ziehen gegen die Bösen los.'" (I. Fr. Görres, „Seele", Oktober 1954.) Und ein hl. Franz meinte: „Wie viele erscheinen uns heute als Kinder des Teufels, die einmal Kinder Gottes sein werden." Diese Ehrfurcht vor der Menschenseele läßt ihn einerseits „die Wahrheit üben in der Liebe" (Eph 4, 15), andererseits abstehen von Gewaltanwendung und gewaltsamer Beschleunigung einer Umkehr — immer aber Hoffnung haben auf eine Umkehr. Im Winter trägt der Baum keine Blätter und unterscheidet sich in nichts von abgestandenen und verdorrten Bäumen. Aber er

lebt doch. Wir müssen Geduld haben und auf den Frühling warten.

Es soll dem Priester in diesem Mühen nicht wie jungen Pferden gehen, die beim Lärm erschrecken, weil sie noch nicht ans Erschrecken gewohnt sind, und ihren Reiter abwerfen. So darf es ihn nicht aus der Fassung bringen, wenn dem eigentlichen Aufbruch der Seele oft ein regelrechtes Ringen vorausgeht, das sich in gehörigen Schimpfiaden und Anklagen äußern kann und meist als Selbstverteidigung und persönliche Rückendeckung gegen eigenes Versagen dient. Niemand gibt ja eigenes Versagen gerne zu. Situationen, die den Missionar seelisch erschlagen könnten, gerade deshalb, weil sie sich so oft wiederholen! Das wäre noch hinzunehmen, wenn der Einsatz sich nur um irdische Werte drehte.

Leon Bloy schreibt an einen Priester: „Ich lese in Ihrem Brief eine Zeile, der ich nicht zustimmen kann. ‚Ich habe nicht die Seele eines Heiligen', sagen Sie und meinen sich selbst damit. Nun, ich antworte Ihnen mit Sicherheit: Ich habe die Seele eines Heiligen. Mein Hauswirt, der ein entsetzlicher Spießbürger ist, mein Bäcker, mein Schlächter, mein Kolonialwarenhändler, die vielleicht schauererregende Schurken sind, sie alle haben die Seele von Heiligen, sind sie doch alle zu ewigem Leben berufen, genauso gut wie Sie und ich, genauso gut wie der hl. Franziskus oder der hl. Paulus, und losgekauft zu demselben Preis: magno pretio empti estis. Es gibt keinen Menschen, der nicht der inneren Mächtigkeit nach ein Heiliger ist, und die Sünde oder die Sünden, selbst die schwärzesten, sind nur ein Zufälliges, das nichts am Wesenskern ändert. Das ist, glaube ich, der richtige Standpunkt. Wenn ich ins Café gehe, um die schäbigen und stumpfsinnigen Zeitungen zu lesen, schaue ich mir die Gäste um mich herum an; ich sehe ihre geistlose Freude, ich höre ihre Albernheiten oder ihre Lästerungen und ich sage mir: Ich bin hier unter unsterblichen Seelen, die selbst nichts davon wissen, unter Seelen, die für die ewige Anbetung der Heiligsten Dreifaltigkeit geschaffen sind, ebenso kostbar wie die Engel, und manchmal weine ich, nicht aus Mitleid, sondern aus Liebe, weil ich daran denke, daß alle diese Seelen, wie groß auch im Augenblick ihre Blindheit ist und wie sich auch ihre Leiber äußerlich gebärden, trotzdem unaufhaltsam zu Gott eingehen werden, der ihr notwendiges Ziel ist" („Der beständige Zeuge Gottes").

Hier steht eben mehr auf dem Spiele als irgend ein Reiseartikel, für den der Commis voyageur wirbt und sich einsetzt. Es geht um eine gottgeschaffene und gotterlöste Seele von ewigem Wert, die der Missionar auch im Abtrünnigen und Nichtpraktikanten des Glaubens entdecken und zurückgewinnen will. Vom Glauben her weiß er, daß sie da ist, und im Vertrauen auf die Hilfe Gottes hofft er, sie zu finden. „Denn Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde und Gleichnisse schuf er ihn." Aus solch

übernatürlicher Schau die Seele wertend und an ihre Existenz glaubend, beeindrucken ihn auch unfreundliche und selbst heftige Anrempelungen in keiner Weise. Alle an sich bedrückenden Dinge einer unfreundlichen Begegnung fallen nicht ins Gewicht. Der Erfolg ist oft sicherer bei Menschen, die sich anfänglich wild gebärden und heftig reagieren auf das Bestreben, ihre Seele umzukrempeln. Denn heute sind viele nicht einmal mehr religiös genug, um gegen die Religion anzugehen, weil Religion für sie überhaupt nichts mehr bedeutet und sie die Armut und Trostlosigkeit kaum bemerken, die ihre Absetzung in ihnen hinterlassen hat.

Der Missionar taxiert diese Dinge als das, was sie wirklich sind: Akzidenzien, Bagatellen, mit denen er von vornherein rechnet. Zugegeben, er liefert sich einer schweren Mühe aus, und nur langsam weicht der Schutt, der über der Seele lagert, und öffnet sich der Zugang zu ihr. Aber eines Tages wird sie entdeckt und aufgefunden sein. Und immer wieder war es mir, als stände sie sichtbar und greifbar vor mir — die gottgeschaffene und gotterlöste Menschenseele, als könnte man sie mit Händen greifen. Erleichtert und wie von einem schweren Alpdruck befreit, atmeten alle die Menschen auf. Und es ist einem dann, als ob ihr Antlitz anders geworden sei, beglückter und froher. Die Seele ist zum Durchbruch gekommen und leuchtet aus Auge und Antlitz. Vielfach entströmen dann Tränen den Augen der Menschen. Der Einsatz hat sich gelohnt. Hat sich der Gute Hirt nicht auch die Hände geritzt, als er das verlorene Schaf aus dem Dorngestrüpp mühsam herauszuholen sich bestrebte? Augustinus sagt einmal: „Das irrende Schaf will ich zurückrufen, das verlorene suchen . . . und wenn mich auf der Suche die Dornen der Wildnis zerreißen, durch alle Engen will ich mich zwängen, alle Zäune durchsuchen, soviel mir an Kräften der Herr, der mich aufschreckt, gibt. Alles will ich durchwandern: den Irrenden heimrufen, den Verderbenden suchen“ (Sermo 46, 14—15).

Man spricht von Gottlosen, von Menschen, die es aus wirklicher Überzeugung sind. Ich bin manchen begegnet, die sich dafür ausgaben. Der nur oberflächlich Hinhorchende mag aus der geistigen Einstellung, wie sie sich aus Wort und Haltung ankündigt, erschreckt meinen, daß es tatsächlich so ist. Der Fehler liegt darin, daß man sich zu wenig bemüht, zum eigentlichen Kern der Seele vorzustoßen. Man hat sich übrigens, wie mir scheint, allzeit zu leicht damit abgefunden, die Existenz von wirklich Gottlosen als Tatsache hinzunehmen. Man glaubt dann, einer Welt ohne Gott zu begegnen. Das ist aber nur scheinbar so. Wem es glückt, sich in ein längeres und vertieftes Gespräch mit „Gottlosen“ einzulassen — was nicht immer leicht ist, weil sie das meist scheuen —, der wird bald den Beweis in Händen haben, daß er es in keiner Weise mit wirklich Gottlosen zu tun hat. Unter den Zehntausendeu von mir Aufgesuchten traf ich nur einen einzigen Menschen, von

dem ich glaubte, einem überzeugten Gottlosen gegenüberzustehen. Hätte er länger mit sich sprechen lassen, so wäre das Resultat bestimmt das gleiche gewesen wie in den unzähligen anderen Fällen, wo man sich als gottlos ausgab und es nicht war. „Auch du warst bei dem Galiläer, deine Sprache verrät dich", habe ich jedesmal zu ihnen gesagt. Es gibt Gottesleugner, aber keine Gottlosen. Tertullian hat das berühmte Wort von der Anima naturaliter christiana geprägt. Das bloß Natürliche ist nie das Natürliche am Menschen. Die naturgegebene Gottausgerichtetheit der Menschenseele ist eine Schöpfungsgegebenheit. Ein jeder trägt einen unzerstörbaren Besitz in sich, der ihm nie geraubt werden kann, den er aber auch nie veräußern kann und nie losbringt, wie sehr er sich auch darum mühen sollte. Das wesentliche Zentrum des Menschen ist so sehr auf die Begegnung mit Gott hingeordnet, daß hier nichts anderes genügen kann. Religiosität ist die Mitte der Persönlichkeit. Fällt sie, fällt alles auseinander. Das tausendmal wiederholte Augustinuswort: „Du hast uns, o Gott, für Dich erschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir", mag abgegriffen erscheinen. Es behält aber durch alle Zeiten seine Wahrheit und seinen Wert. Wer einmal bei Gott war, kommt nicht mehr von ihm los. „Aus einer zweitausendjährigen Erfahrung heraus habe ich festgestellt, daß das Christentum, wenn es sich einmal in jemandes Herz verbissen hat, dieses nicht mehr losläßt. Sein Zahn ist wie der Widerhaken einer Hellebarde, der sich aus dem Fleische nicht mehr entfernen läßt" (Péguy). In jedem Menschen ist eine Stelle, aus der Gott nicht vertrieben werden kann. Der Mensch, der sich gewaltsam von Gott zu lösen sucht, ist wie ein Gebein, das aus seinen Gelenken gewichen ist und nicht zur Ruhe kommt, bis es aus seiner unnatürlichen Lage wieder in die natürliche Lage zurückversetzt ist. Der französische Schriftsteller Emile Baumann, der sich seinerzeit in Lourdes bekehrte, schreibt in seinem Buche „Der Exkommunizierte": „Eine Kapelle — und einer solchen schien mir seine Seele zu gleichen — mag ihres Altars und ihrer Fenster beraubt worden sein. Sie kann aber die Struktur eines Tempels niemals verleugnen. Ihre Linien streben dem verlorenen Tabernakel zu, und niemals kann die hl. Weihe ihrer Steine vergehen." Keine Zeit kann das religiöse Bedürfnis mit der Wurzel ausreißen. Umleitungen werden im Laufe der Jahre um so stärker zum Ausgangspunkt zurückdrängen. Wie die Meeresflut ständig zurückkehrt und um so gewaltiger zurückschlägt, je mehr man sie wegstoßen will, so ist es mit Gott, den man glaubt erledigen zu können. Je bewußter und leidenschaftlicher man sich gegen ihn wehrt, um so wuchtiger schlägt er zurück und läßt uns keine Ruhe, bis wir uns ihm ergeben. Mit Gott wird keiner fertig. Der weltbekannte Züricher Psychologe Dr. C. G. Jung gesteht: „Unter all meinen Patienten, die in der zweiten Hälfte ihres Lebens standen, war kein einziger, dessen Problem nicht letzten Endes darin bestand,

eine religiöse Lebensauffassung zu finden. Man kann mit Sicherheit sagen, daß jeder von ihnen deshalb seelisch krank wurde, weil er oder sie das verlor, was die Religion den Gläubigen gibt, und keiner ist wirklich geheilt worden, wenn er nicht seine religiöse Überzeugung wieder zurückgewann." Der Mensch, der ohne Gott leben will, schafft sich ein metaphysisches Vakuum, in dem zu leben auf die Dauer unmöglich ist. Geborgenheit, Heimat und Ruhe findet der Mensch nur im Gottesglauben und im Bekenntnis zu ihm.

Bittend und fast beschwörend hatte mich eines Tages eine gut religiöse Frau gewarnt, den alten Herrn, der ihrer Wohnung gegenüber lebte, aufzusuchen. Er sei ein grimmiger Gottesfeind und Kirchenhasser und er werde, sofern er mich aus dem Hause treten sehe, selbst wenn ich schon 50 Meter vom Hause entfernt sei, mir noch alle erdenklichen Grobheiten nachrufen. Sie kenne ihn seit Jahr und Tag und wisse kaum einen hartnäckigeren und gehässigeren Menschen, der gegen Religion und Kirche angehe. Wie ich der Frau ruhig erklärte: „Das ist nun ein Fall für mich, da muß ich unbedingt hingehen", schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Um Gottes willen tun Sie das nicht. Glauben Sie meinen Worten. Ich bange um Sie!" Ich ließ mich nicht zurückhalten und läutete nebenan. Ein kleiner, schlohweißer Mann in den Siebzigerjahren erschien, schaute mich erst fragend an und öffnete dann freundlich die Türe zum Eintritt. Ich staunte und staunte noch mehr, als er mir einen Stuhl anbot und gleich sagte: „Wenn Sie wieder kommen, hätte ich eine Frage an Sie." Ich interessierte mich gleich dafür. „Wissen Sie, ich möchte noch einmal beichten. Wenn Sie über meinen Fall orientiert sind, werden Sie darüber erstaunt sein. Aber es ist mir ernst mit meiner Bitte. Mein Leben verlief fern der Kirche. Als junger Mensch kam ich hierher in die Großstadt. Sie wissen, wie man früher den Arbeiter entlohnte. Ich hatte Mühe, mich durchzubringen. Es war ein schweres Los. Das meiner Arbeitskollegen war nicht besser. Man hetzte uns auf, machte uns noch unzufriedener, als wir ohnehin waren. Gewerkschafter warben um uns. Sie hätten die Verteidigung unserer Lebensrechte und den Kampf um die soziale Besserstellung des Arbeiters auf die Fahne geschrieben. Die Arbeiter müßten ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und ihre Belange selbst verteidigen. Niemand helfe ihnen dabei. Auch die Kirche nicht. Im Gegenteil! Die halte allzeit zu den Besitzenden und sehe in einem jeden Arbeiter, der sich um sein Lebensrecht wehre, einen verkappten Revolutionär. Für die Kirche sei der Arbeiter Luft. Sie sei nirgends zu finden, wo man hungere, ja sie sei die größte Feindin des arbeitenden Volkes. Darum gehen die Geistlichen dem Arbeiter auch aus dem Wege. Sie hätten ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber. So bin ich in diese Reihen getreten und habe mit den Wölfen geheult, mich von der Kirche losgesagt und bin immer mehr ihr

Feind geworden. Ein lauter Feind. Wo immer die Sprache auf die Kirche kam, habe ich Partei ergriffen gegen sie. Es war mir zwar im Inneren nie so, wie ich nach außen tat, denn ich war religiös erzogen worden. Meine Mutter schrieb mir in meinen jungen Jahren immer wieder, ich solle das Beten und Kirchengehen nicht vergessen. Es ist wahr, die Gewerkschaften haben uns viel geholfen, und ohne sie ständen die Arbeiter nicht sozial auf der Stufe wie heute. Ich fand aber auch unter den Arbeitern nur Menschen, und es ging auch dort sehr, sehr menschlich zu. Manche bereicherten sich auf Kosten der anderen, und oft genug fanden wir uns übervorteilt und fühlten mit der Zeit, daß auch dort nicht überall ehrlicher und selbstloser Wille für unsere Belange Triebkraft des Einsatzes war. Manche arbeiteten dabei nur für ihre eigene Tasche. Aber ich schwamm nun einmal in diesem Strom und mußte mitschwimmen. Nun bin ich alt geworden, und was ich in all den Jahren meiner Distanzierung von der Kirche immer vermißte und worunter ich immer litt, selbst wenn ich noch so laut das Gegenteil hinausschrie, das möchte ich wieder finden: meine Seelenruhe. Wenn Sie mir helfen können, wäre ich Ihnen schon dankbar dafür." Es war mir ein Leichtes, dem Mann dazu behilflich zu sein.

Das Heimweh nach Gott steckt in einem jeden, der einmal bei ihm war. Nichts vermag es mit der Wurzel auszureißen. Wir müssen an diese Tatsache glauben, selbst wenn bei einer priesterlichen Begegnung der Gottes- und Kirchenflüchtige in wilden Haßausbrüchen seinem Ärger Luft macht und sich scheinbar gegen jede priesterliche Beeinflussung wehrt. Der Haß ist immer ein Zeichen, daß man etwas noch nicht überwunden hat. Etwas Überwundenes haßt man nicht mehr. Im Haß liegt oft eine letzte Liebe und Sehnsucht verborgen, das zu besitzen, an was der Priester schon durch sein bloßes Erscheinen erinnert und was er vertritt und verteidigt. Der Abtrünnige weiß im Letzten um die Gegenwart Gottes auch in seinem Leben. Es wäre die Unvernunft aller Unvernunft, ein Leben lang gegen etwas zu kämpfen, was nicht tatsächlich existiert und einen in Ruhe läßt. Der Priester muß um diese Dinge wissen. Das bewahrt ihn vor Fehldiagnosen und Entmutigung und gibt ihm den beglückenden Glauben an die Möglichkeit einer seelischen Um- und Heimkehr auch des verbissensten und unbändigsten Kirchenfeindes. Gott, der nach einem schönen Worte „die Völker heilbar schuf", schuf auch die Einzelseele so. Und immer wieder erfährt man: Dieu touche les coeurs lorsque moins on y pense: Gott berührt die Herzen oft, wenn man am wenigsten daran denkt. Mit dem Herzen sind viele schon längst auf dem Heimweg zu Gott begriffen; sicherlich mehr, als der Oberflächliche ahnen könnte. Aber auch hier muß man erst dem Menschen bis in seine Seele sehen können. Dann findet man die Bestätigung dafür. Auch der gewundenste Fluß drängt zum Meer hin. Wie dem verlorenen Sohn im Evangelium wäre es ihr tiefster

und sehnlichster Wunsch, sich nie von Gott losgelöst zu haben und wieder bei ihm zu sein.

Aber der Weg zurück zu Gott ist schwer. Ein mit einer geschiedenen nichtkatholischen Frau nur zivil verheirateter Mann sagte mir, die Unruhe seiner Seele komme einer halben Hölle gleich. Er sei in den Ferien zu Fuß nach Lourdes hin- und zurückgewallfahrtet, die Schuhe in den Händen tragend und jeden Tag nur einmal essend. Mehrmals hätten mitleidige Autofahrer ihn eingeladen, mitzufahren. Er habe aber immer abgelehnt. Er hoffe, die Muttergottes in Lourdes werde ihm bei Gott die Gnade erflehen, daß die Sache noch in Ordnung komme, bevor er sterbe.

Eine schon ältere Frau, die sich durch ihre nicht kirchlich eingegangene Ehe ebenfalls von den Sakramenten ausschloß und ihre Situation kaum ändern konnte, zeigte mir eines Tages ihr Gebetbuch, worin die „Beicht- und Kommunionandacht" auffällig abgegriffen schien. Auf eine diesbezügliche Frage sagte sie: „Da ich nicht mehr zu den Sakramenten gehen kann, knie ich jeden Samstag vormittag, wenn ich allein zuhause bin, in der Stube nieder und verrichte meine Beicht- und Kommunionandacht. Ich spreche meine Sünden laut in die Stube hinein, lege mir 5 Vaterunser auf als Buße und kommuniziere geistigerweise. Mein sehnlichster Wunsch ist es, daß noch einmal der Tag anbricht, an dem ein Priester meine Sünden anhört und mir die Absolution erteilen darf. Warum habe ich auch diese Dummheit gemacht und so geheiratet! Ich habe keine ruhige Stunde mehr." Manche traf ich, die einen Wohnungswechsel vornahmen, weil sie die Glocken einer in der Nähe befindlichen katholischen Kirche nicht vertrugen. Der Wunsch und die Sehnsucht nach Aussöhnung mit Gott und Kirche lebt in einem jeden religiös Erzogenen. Viele geben das ohne weiteres auch sogleich zu. Dieser Wunsch lebt aber auch in jenen, die das anfänglich wegleugnen. Wenn sich ihre Seelen in einem längeren Gespräch schließlich dem Priester eröffnen, wird man das auch bei ihnen bestätigt finden. Das Erschrecken mancher beim Erscheinen des Priesters an ihrer Wohnungstüre ist vielfach ähnlich dem eines Schuldners beim Begegnen seines Gläubigers. Es bringt ihm seine Schuld in unangenehme Erinnerung und weckt von neuem das bedrückende Bewußtsein unbereinigter Rechnungen. Weil jeder Mensch ein starkes Wertbewußtsein hat und dieses einen tiefen Abscheu vor den Unwerten hervorruft und die Angst vor seelischer Abwertung in jedem steckt, darum greift der Gottes- und Kirchenflüchtige meist erst zu Entlastungsgründen, um nicht selber als Angeklagter dastehen zu müssen. Man entwertet, um nicht selber entwertet zu werden. Immer war es so und immer wird es so bleiben. Schon die Erstversagenden — Adam und Eva — taten so. Adam wälzte die Schuld auf Eva und Eva auf die Schlange. So sucht man Minderwertigkeitskomplexe zu kompensieren. Beim Manne tritt zu all dem noch der bekannte Stolz und die sprichwörtliche und tat-

sächliche Menschenfurcht, wie ich es ungezählte Male erfahren konnte. „Wie? Ich sollte zugeben, daß ich gefehlt habe? Zugeben, daß ich solange auf falschen Wegen gegangen? Niemals!" Der Mann fürchtet überdies, unter Gesinnungsfreunden und Gleichgesinnten, die aus jahrelangem vertrautem Umgang mit ihm Zeugen seiner lächelnden Überlegenheit und leidenschaftlich verbissenen Abweisung der Religion und der religiösen Praxis waren, als charakterlos Reuiger, als ein schließlich doch noch feige zum Kreuz Gekrochener taxiert zu werden. Selbst in Großstädten ist das so; wie schwer wird das erst in Landgemeinden, wo man einander bis in die Kochpfannen hinein kontrolliert.

So spielt sich oft ein harter und schwerer Kampf ab in der Seele jener, die sich von Gott und Kirche losgelöst haben und nun wieder heimkehren sollen und es im Letzten innerlich auch wollen. Ich war hunderte Male Zeuge dieses Kampfes und erlebte es, wie Menschen mit sich rangen, ob sie den entscheidenden Schritt zurück wagen sollten. Als müßten sie eine Zentnerlast auf einen höchsten Berggipfel hinauftragen, so erschienen sie mir manchmal. Wer hätte nicht Angst vor einer solchen Tour? Immer hatte ich Ehrfurcht vor diesem Ringen und meist war ich auch in Angst, sie könnten in letzter Minute noch ein trotziges „Nein" sagen und der Gnade widersprechen. Der Weg zurück zu Gott ist schwer.

Tatsächlich haben manche, die mir mit dem verlorenen Sohne des Evangeliums das Versprechen gaben: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen", plötzlich — in letzter Minute — da es galt, ihr Wort einzulösen, dieses wieder zurückgenommen. Manchmal erklärten sie telephonisch oder brieflich, daß sie sich nicht entschließen könnten: Man könne doch nicht von heute auf morgen ein ganzes Leben umkrempeln; das habe tiefere Konsequenzen zur Folge, als es den Anschein habe. Man könne nicht von einer Stunde auf die andere verbrennen, was man solange angebetet habe, nicht heute lieben, was man ein halbes Leben lang als unnütz und hinderlich weggeworfen habe, und nicht heute wegwerfen, was man solange geliebt habe, und nicht sich entwerten vor sich selber und der Öffentlichkeit.

Eine Frau, die ich 13mal aufsuchte, sagte mir beim dreizehnten Besuch nicht barsch, aber bestimmt: „Kommen Sie nicht mehr; es bleibt beim alten!" Und doch hatte diese gleiche Frau, wie ich das erstemal kam, gestaunt, daß ich es wagte, bis in ihren Geschäftsladen vorzudringen, und hatte wie ein Kind geweint und versprochen, alles ordnen zu wollen, weil es manchmal nicht zum Aushalten sei in dieser seelischen Verfassung, in der sie sich seit Jahr und Tag befinde. Mysterium est cor hominis — welch Geheimnis ist das Menschenherz und welche Rätsel gibt es auf! Und einer schrieb mir, nachdem er ja gesagt und dann sein Ja wieder zurückgenommen hatte: „Kommen Sie doch! Ich habe jetzt doch der besseren Stimme in mir Gehör geliehen und will

zurückkehren zum Gott meiner Jugend." Auch dem verlorenen Sohn des Evangeliums fiel der Heimweg zum Vater schwerer als der Weg fort vom Elternhaus. Und manchem, der sich innerlich längst auf dem Heimweg befindet, verschlägt es den Atem beim Gedanken, ob er sich nicht Unmögliches und Irreparables zumute.

In manchen Fällen, bei denen trotz mehrmaliger Versuche das gewünschte Ziel einer Umkehr nicht erreicht, ja kaum angebahnt werden konnte, erwartete man, daß ich nun gewiß zur Überzeugung gelangt sei, daß es sich um eine hoffnungslose Situation handle. Dieser Ansicht trat ich stets mit der Bemerkung entgegen, daß für einen Priester kein hoffnungsloser Fall existiere und daß ich die Hoffnung auf eine Bekehrung niemals aufgebe. Die Folge dieser Äußerung war stets dieselbe: Die Augen der Menschen begannen zu leuchten, und meist füllten sie sich mit Tränen. Niemand gibt sich gerne selber auf, und noch weniger liebt er es, von anderen aufgegeben zu werden. Dieses priesterliche Vertrauen in sie war oft eigentliches Motiv des inneren Aufbruches. Manchen hindert zudem die Angst vor einer ersten Begegnung mit dem Priester. Es ist ja nicht gleichgültig, an welchen Priester ein in der Gottfremde sich Befindender und nun seelisch Heimkehrender gerät. Daher ist die Ehrfurcht vor dem Sünder ein so unabdingbares Erfordernis für den Priester. An ihm ist es, dem Heimkehrer den Heimweg nicht schwerer zu machen, als er ohnehin ist. Der Vater des verlorenen Sohnes, der seinem entwürdigten Kinde entgegenläuft und es in seine Arme schließt, muß dem Priester hierin Vorbild sein.

Wenn man den Menschen zum Erzählen bringt, hört man fast immer seine Leidensgeschichte. Bitterkeiten und Enttäuschungen im Leben machen die einen sehr gütig, die anderen sehr rauh. Die einen drängt es näher zu Gott hin, die anderen treibt es von Gott weg. In den wenigsten Fällen sind es Glaubensschwierigkeiten, die zur Einstellung der religiösen Praxis führen, sondern fast durchwegs Lebensnöte und schlimme Erfahrungen, selbst wenn diese nicht immer mit der tatsächlichen Wirklichkeit übereinstimmen. In jedem Falle fand ich, daß die größte Not des Menschen nicht seine wirtschaftliche und soziale Not ist, sondern die Not seiner Seele. Sie ist mir in all den 17 Jahren meiner Hausmissionstätigkeit in erschütternden Bildern begegnet. Immer suchte ich sie zu beheben und buche es dabei als eine der schönsten Erfahrungen, daß die Menschen zu niemandem ein so tiefes und letztes Vertrauen haben wie zum katholischen Priester. So sagte mir einmal ein jahrzehntelang der Kirche Fernstehender nach seiner Bekehrung: „Was ich schon lange von Ihnen gehört habe, weiß ich jetzt aus eigener Begegnung mit Ihnen: Sie sind der Engel unseres Quartiers."

Pastoralfragen

Wie soll der Seelsorger an die Beurteilung mystischer Äußerungen herantreten? In seinem lehrreichen Büchlein „Mystische Gebetsgnaden und Ignatianische Exerzitien“[1]) schreibt P. K. Richstätter S. J.: „Solange Deutschland seine Glaubenseinheit bewahrt hatte, stand es in echter Mystik jahrhundertelang an der Spitze aller katholischen Nationen. Für das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert lassen sich für Deutschland allein so viel Mystikerschriften nennen, wie alle anderen katholischen Länder zusammengenommen kaum aufweisen. Mit dem Eindringen des Protestantismus hat sich das Verhältnis vollständig geändert. Unter den neunzig Autoren, die für Mystik vom sechzehnten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt werden, begegnen uns nur noch fünf Deutsche[2]).“ Die Ursache dieses bedauerlichen Rückganges liegt dem Kenner der Geschichte offen zutage: die antisupranaturalistische deutsche Reformation hat auch auf das Geistesleben des deutschen Katholizismus viel tiefer eingewirkt, als die meisten ahnen. Nicht nur in der theologisch-mystischen Literatur, auch in seinem religiösen Leben ist der deutsche katholische Mensch gegenüber anderen Ländern ins Hintertreffen geraten. Das kann man nahezu ebenso zahlenmäßig beweisen wie den Rückgang der deutschen mystischen Literatur. Wenn man sich vor Augen hält, daß von den ersten zehn kanonisierten Heiligen acht Deutsche waren, und bedenkt, daß von 1588 bis 1955 unter den 205 kanonisierten Heiligen Deutschland nur drei besitzt[3]), oder wenn man die von Zeit zu Zeit erscheinenden Beatifikations- und Kanonisationskataloge der Ritenkongregation durchliest, so muß man als Deutscher geradezu von Beschämung erfüllt werden. Im Katalog von 1938 z. B. sind von den dort aufgeführten 551 Kandidaten 271 Italiener, 116 Franzosen, fast ebenso viele Spanier, während die Zahl der Deutschen (nach dem ganzen deutschen Sprachgebiet genommen) kaum der Rede wert ist. Da muß in den letztvergangenen Jahrhunderten bei uns doch etwas nicht in Ordnung gewesen sein! In der Tat ist es so: Wir deutsche Katholiken sind zu nüchtern, zu rational geworden. Wir leisteten zwar Großes in Wissenschaft und Organisation, aber unter der grellen Sonne des Intellektualismus, um nicht zu sagen des Rationalismus, verdorrte manche Blume im Garten der Kirche; unter dem Seziermesser des geistlichen Anatomen und Psychoanalytikers ging auch die christkatholische Seele in Stücke.

Nun will es uns erfreulicherweise scheinen, als ob seit etwa einem Menschenalter auch im deutschen Katholizismus eine Vertiefung des religiösen Lebens, ein bewußteres Streben nach Heiligkeit und ebenso auch eine höhere Einschätzung des Frömmigkeitsideals wahrzunehmen wäre. Der zahlreiche Empfang der heiligen Kommunion, die würdigen liturgischen Feiern und ihr Verständnis beim Volke, die Popularisierung gut geleiteter Exerzitien und die

[1]) Tyrolia, Innsbruck, 1924.
[2]) S. 11 f.
[3]) Theol.-prakt. Quartalschrift 106 (1958), S. 178.

bessere Würdigung des aszetisch-mystischen Ideals gegenüber dem betriebsamen Leben der Organisation, nicht zuletzt auch das Anwachsen gediegener Schriften über mystische Fragen[4]) haben dazu beigetragen, die Zahl derer zu erhöhen, die sich die Vervollkommnung ihres Lebens besonders angelegen sein lassen. Gerade auf dem Gebiete der wahren Mystik will, wie es scheint, auch die deutsche Seele wieder langsam zu ihrer durch die Reformation und den von ihr heraufbeschworenen Rationalismus unterbrochenen Tradition zurückfinden; die Zahl der mystisch begnadeten Personen ist, was auch der erfahrene Volksmissionar und Exerzitienmeister Richstätter bestätigt, größer geworden, und man ist heute im allgemeinen auf geistlicher Seite auch bei uns nicht mehr so dilettantenhaft, jede mystische Regung als Symptom von Hysterie zu bezeichnen oder sich in Schwesternexerzitien zu rühmen, die Aufzeichnungen der seligen Gemma Galgani[5]) als Produkte einer überspannten Person verbrannt zu haben.

Wie soll sich nun der Priester, der Beichtvater, der Seelenführer verhalten, wenn er in die Lage kommt, zu mystischen Erscheinungen Stellung nehmen, sie vielleicht beurteilen, Aufzeichnungen prüfen zu müssen? Wer über mystische Erlebnisse, Schriften oder mündliche Äußerungen ein Urteil abgeben will, muß vor allem ein gründliches Studium der mystischen Theologie hinter sich haben. Gelehrsamkeit allein macht noch lange nicht zur Übernahme eines derartigen Richteramtes fähig. Die mystische Theologie aber ist sehr schwierig, nach den Worten Denifles, wohl des bedeutendsten Kenners der Mystik, „unter allen theologischen Disziplinen die schwierigste“[6]). „Hat sich ein Beurteiler“, meint Richstätter, „mit dieser schwierigen Wissenschaft nicht vertraut gemacht, so wird er dem Innenleben des Mystikers zum Teil verständnislos gegenüberstehen und sein psychologisches Bild sicher verzeichnen, mag es sich um Franz von Assisi oder Ignatius, um Canisius oder Borja, um Franz von Sales oder Franziska von Chantal handeln“[7]). So ein moderner Autor, über dessen Klarheit der Darstellung man sich nur freuen kann. Dann zitiert er eine Äußerung seines Ordensgenossen P. Michael, daß der Historiker, wenn er nicht selbst Mystiker sei, sich für das Gebiet der Mystik nicht als zuständig betrachten dürfe, da er sich sonst auf einem ihm fremden Gebiet bewege. Ähnlich drückte sich schon Surin aus: „Die mystische Theologie ist eine eigene Wissenschaft, die ihre eigenen Prinzipien, ihre eigenen Schlußergebnisse und ihre eigene Sprache besitzt, unabhängig von jeder anderen Wissenschaft. Es gibt aber Leute, die, ohne sich viel in den Werken über mystisches Leben umgesehen zu haben, sich für berechtigt halten, darüber zu urteilen und gar abfällig zu urteilen. Auffallend ist es, daß man sich in allen Wissenschaften gerne auf Fachleute beruft, in dieser Wissenschaft aber hält sich jeder für einen Meister[8]).“ Selbst tüchtige Theologen könnten der mystischen Terminologie hilflos und verständnislos gegenüberstehen. Auch Priester, die in Theologie und Aszetik wohl bewandert

[4]) Richstätter 14 ff.
[5]) Schlegel, Leben der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani, 1912.
[6]) Hist.-pol. Blätter (1878), 257.
[7]) Richstätter 25 f.
[8]) Surin, L'amour de Dieu III, 15.

seien, zeigten oft für mystische Erlebnisse wenig Verständnis und eine erschreckende Unfähigkeit in der Bewertung mystischer Vorkommnisse, wenn es ihnen nicht gegeben sei, das eigentliche Wesen der außergewöhnlichen Beschauung zu erfassen[9]). Die heilige Theresia drückt sich noch viel schärfer aus.

Den tieferen Grund für dieses Versagen gibt der heilige Bonaventura, gleich groß als spekulativer Theologe wie als Mystiker, an, wenn er sagt: „Wenn du aber wissen willst, wie all dies geschieht, so frage die Gnade, nicht die Wissenschaft; das Verlangen, nicht den Verstand; das Seufzen des Gebetes, nicht das Studium des Lesens; den Bräutigam, nicht den Lehrer[10])." Das ist dieselbe Erkenntnis, die Karrer in die Worte kleidet: „Hier schweigt die Wissenschaft; wir sind auf heiligem Boden[11])", oder wie sie Jeiler ausspricht: „Es ist katholische Lehre, daß der Heilige Geist innerlich den Leib der Kirche mit allen ihren Gliedern übernatürlich belebt, erleuchtet und erwärmt. Das Maß seiner Gaben und Gnaden wird dabei keineswegs nach dem Grade ausgeteilt, den die Empfänger in der äußeren hierarchischen Ordnung der Kirche einnehmen, sondern nicht selten sind die in den Augen der Menschen Geringsten und Kleinsten am meisten bevorzugt. Der Geist weht, wo er will, und für alle Zeiten gilt das Wort des Herrn: Ich preise dich, Vater des Himmels und der Erde, daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen und den Kleinen geoffenbart hast[12])." Als einst gelehrte Theologen die heilige Katharina von Siena in Verwirrung bringen wollten, antwortete sie: „Welch ein Unheil ist die stolze Wissenschaft! Euch schadet sie sehr, ohne irgend jemand zu nützen[13])." Aufgabe der Wissenschaft ist es, auf dialektischem Wege neue Erkenntnisse zu gewinnen; aber bei ausgesprochenen Erfahrungswissenschaften muß die dialektische Schlußfolgerung zurücktreten. Nun ist die mystische Beschauung vor allem scientia experimentalis, die keinen Raum läßt für aprioristische Konstruktionen. Darum kann man auch an die Würdigung mystischer Vorgänge nicht mit fertigen Theorien herantreten, will man sich nicht das Verdikt zuziehen, das Poulain über solche Beurteiler fällt: „Das ist keine Wissenschaft mehr, sondern Phantasterei[14])." Auch die experimentelle Psychologie und die Psychoanalyse können über mystische Vorgänge oder Personen nicht endgültig befinden. „Wie der geschickteste Anatom mit seinem Seziermesser niemals auf die Menschenseele stoßen wird, so wird auch die experimentelle Psychologie durch ihre gewohnten Methoden nie an das Übernatürlich-Geistige der Seele heranreichen, an die Seelenspitze, den Seelengrund, das Seelenfünklein oder die innerste Wohnung der Seelenburg . . . Ja, wie beim Anatomen gerade durch seine Kunst das wissenschaftliche Verständnis für höhere Probleme der Psychologie leiden kann, so durch die experimentelle Psychologie das Verständnis für höhere mystische Vorgänge[15])."

[9]) Vgl. Richstätter 59 ff.
[10]) Itinerarium mentis in Deum, c. 7.
[11]) O. Karrer, Der heilige Franz von Borja, Herder (1921), 399.
[12]) Matth. 11, 25.
[13]) Riesch, Die heilige Katharina von Siena (1915), 68 f.
[14]) A. Poulain, Handbuch der Mystik, Herder (1925), 254.
[15]) Richstätter, 51.

Wer mystische Erscheinungen prüfen und beurteilen will, muß der Eigenart der mystischen Sprache Rechnung tragen. Diese aber klingt unseren Ohren oft fremd, unbeholfen, dunkel, schwer verständlich. Oft ist schon der Mystiker selber gar nicht imstande, besonders wenn er nur eine einfache Schulbildung genossen hat, sein inneres Erlebnis in eine klare äußere Form zu kleiden, obwohl ihm dieses innere Erlebnis intuitiv gewiß und über allen Zweifel sicher ist. Da leuchtet ein, daß die Deutung der mystischen Sprache durch einen Außenstehenden erst recht mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ja mitunter zu ganz falschen Ergebnissen führt. Darum soll jeder Beurteiler mystischer Erscheinungen vorsichtig und langsam zu Werke gehen, so etwa wie der englische Benediktiner Dom Louismet sein Buch über die Beschauung einleitet: „Wenn manche schwer verständliche Stellen vorkommen sollten, dann möchte ich meine Leser bitten, nicht mutlos zu werden und ihr Beginnen nicht aufzugeben. Solche dunkle Stellen muß man aufmerksam lesen und wieder lesen, und wenn kein Licht hineinkommt, dann soll man einfach darüber hinweggehen. Später, wenn das ganze Buch einmal gelesen ist, dann wird die Schwierigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach sich ganz beheben und, was anfangs dunkel erschien, das wird dann klar, lichtvoll und wertvoll[16])." Auch Zahn gibt dem Leser mystischer Schriften solchen guten Rat: „Es bedarf nicht bloß einer Vorschulung und eines aufmerksamen Einlesens, wenn man der mystischen Literatur Geschmack und Segen abgewinnen will, sondern auch Sorgfalt und Hingabe, wenn man die mündlichen Äußerungen der Jünger des mystischen Lebens recht verstehen und beurteilen will[17])." Immer mahnen darum die Autoren zur Vorsicht bei der Abgabe eines Urteils, weil die Mystik eine so schwierige und geheimnisvolle Sache ist, deren Innerstes dem Außenstehenden letzten Endes überhaupt verschlossen bleibt. Da kann es leicht vorkommen, daß uns gewisse Wendungen, rhetorische Ausdrücke im Munde solcher Personen nicht zusagen, daß sie uns unwahrscheinlich, unmöglich oder übertrieben vorkommen. Geht es nun an, über solche Wendungen und damit vielleicht über die ganze Sache den Stab zu brechen? Keineswegs. Solche Ausdrücke muß man zu erklären versuchen. Vor allem, so mahnt Zahn, müsse man die Umwelt beachten, welcher die Aussagen der Mystiker entstammten und in welche sie zurückversetzt werden müßten, um recht verstanden zu werden. Was in diesen Kreisen der höchsten Erbauung dienen könne, das sei vielleicht geeignet, bei weniger günstigen Dispositionen zu stören und zu schaden[18]). Auch darf man aus absolut klingenden Wendungen nicht allzuviel herauslesen; vielmehr soll man als Regel der Auslegung festhalten, „daß die Absolutheit des Ausdrucks nur aus dem Bestreben kommt, eine Seite der Betrachtung ausdrucksvoller hervorzuheben[19])". Ebenso ist es ein Gebot mystischer Hermeneutik, die Ausdrücke der Mystiker im Zusammenhang und nach dem Geiste des Ganzen zu erklären. Solches Verständnis fordert auch Zahn für sein Buch über die Mystik: „Darum

[16]) S. Louismet, The mystical life, London 1918, Einleitung.
[17]) J. Zahn, Einführung in die christliche Mystik, Schöningh (1922), 316.
[18]) Ebenda, 535.
[19]) Preger, Gesch. d. deutschen Mystik im Mittelalter I (1874), 226.

möchte ich bitten, weniger das Ganze nach losgerissenen Stücken, als die einzelnen Teile nach dem Ganzen zu beurteilen[20])." Und anderswo entschuldigt er gewisse Abirrungen in der Mystik mit dem Hinweis auf das Ganze, wenn er meint, man dürfe nicht wegen der irrigen Mißbräuche das ganze Gebiet der Mystik interdizieren, oder wenn er Leser ablehnt, die der erforderlichen Reife entbehren, also nicht fähig seien, den Ernst der Geschehnisse oder den Geist des Ganzen zu erfassen[21]).

Auch dem Dogmatiker sind Grenzen gezogen. Es ist unnötig zu betonen, daß mystische Äußerungen keine neuen Glaubenswahrheiten vermitteln können; darum ist auch das Recht des Dogmatikers anzuerkennen, mystische Vorkommnisse nach dieser Richtung zu prüfen. Aber wie der Dogmatiker kein Recht besitzt, über freie Fragen der mystischen Theologie, etwa über die stufenmäßige oder artmäßige Abgrenzung der mystischen Gnaden, eine lehramtliche Entscheidung ins Feld zu führen[22]), so ist er noch weniger befugt, die Terminologie der Mystiker nach dem strengen Maßstab der konventionell gewordenen Fachausdrücke oder nach der Sprache der dogmatischen Theologie zu messen; vielmehr müssen die Aussagen des Mystikers unter Berücksichtigung seiner selbstgebildeten Ausdrucksweise[23]) geprüft werden. „Der Dogmatiker würde seine Befugnisse überschreiten, wollte er auf Grund einer persönlichen, umstrittenen theologischen Meinung dem Heiligen Geiste Grenzen vorschreiben, wie er in einer von ihm besonders bevorzugten Menschenseele in außergewöhnlicher Weise seelisch nur allein wirken dürfte[24])." Noldin hatte schon früher vor der Verabsolutierung mystischer Worte durch Theologen gewarnt: „Die Mitteilungen des Herrn an einzelne auserwählte Seelen haben nie jene allgemeine Fassung und Gestaltung wie die Dogmen des Christentums; sie nehmen vielmehr stets ein individuelles Gepräge an. Es kann sich sehr oft ereignen, daß die Offenbarungen des Herrn in ihrer individuellen Gestaltung, in welcher sie zu uns gelangen, einem anders gearteten Geiste und Gemüte nicht zusagen[25])." Über eine solche klare Sprache von Autoritäten kann man sich nur freuen. Der fromme Priester und erfahrene Seelsorger kann deshalb dem Geiste mystischer Äußerungen, in welcher Form sie ihm auch immer begegnen mögen, besser gerecht werden als der spekulative Theologe, wenn dieser nicht zugleich auch praktische Seelsorge übt.

Es ist eine Binsenwahrheit in der heutigen Pädagogik, sich in die seelische Lage des Kindes zu versetzen, wenn man ihm wirklich nahekommen und auf es Einfluß gewinnen will. Dieses Gesetz gilt in besonderer Weise auch im Verkehr mit mystisch veranlagten Seelen: man muß versuchen, sie zunächst einmal seelisch zu erfassen, mit ihnen zu fühlen. Dieses Gebot stellt eigentlich nur die positive Seite jener anderen Erwägung dar, daß man bei einer solchen Arbeit nicht nach seinen vorgefaßten Meinungen

[20]) Zahn, Vorwort VI.
[21]) Ebenda, 50.
[22]) Dagegen verfehlte sich z. B. das Büchlein von Krebs, Grundfragen der kirchlichen Mystik, Herder (1921).
[23]) Richstätter, 41.
[24]) Ebenda, 43.
[25]) H. Noldin, Andacht zum heiligsten Herzen Jesu (1901), 39.

oder starren wissenschaftlichen Maximen vorgehen dürfe. Wie auf dem Gebiet des Seelenlebens überhaupt, so ist es im Reiche der erfahrungsmäßigen Gotteserkenntnis, dieser zartesten Blüte des menschlichen Innenlebens, nötig, sich in das Seelenleben des anderen so gut es geht einzuleben, den Standpunkt des anderen einmal als den gegebenen zu betrachten und dessen Gedanken einmal zu den eigenen zu machen. Daran aber lassen es nicht wenige Priester fehlen. Darum geht es den Mystikern oft so schlecht, weil sie von ihrer Umwelt nicht oder — vielleicht absichtlich — falsch verstanden werden; die Geschichte der Heiligen ist der Beweis. „Ohne eine gewisse geistige Verwandtschaft", meint Karrer, „wird es schwer, wenn nicht unmöglich sein, die Heiligen in ihrem Innersten zu verstehen. Am meisten wird der Mystiker mißverstanden[26])." Auch Zahn gibt diesem Gedanken Raum, wenn er im Anschluß an Leuba[27]) schreibt, „daß im großen und ganzen die kirchlichen Mystiker und überhaupt die Gläubigen viel richtiger über Charakter und Tendenzen der Mystik geurteilt haben als die meisten der modernen Schriftsteller[28])." Guido Ferrandi äußert sich ähnlich: „Da nur der Mystiker imstande ist, seine religiösen Erfahrungen zu beschreiben, so muß der Psychologe, wenn er wirklich eine wissenschaftliche Methode befolgen will, seine Aussagen als wahr hinnehmen[29])." Psychologisches Verstehen des Mystikers wird die Prüfung seiner Äußerungen wesentlich erleichtern.

Da nicht leicht eine Materie so große Schwierigkeiten bietet wie die Mystik, erscheint überhaupt eine gewisse Zurückhaltung im Urteil — pro oder contra — dringend geboten. Dieses ruhige Zuwarten empfiehlt sich neben all den erwähnten Schwierigkeiten auch aus der fast völligen Unmöglichkeit, die natürlichen und übernatürlichen Faktoren in mystischen Äußerungen schnell und sicher auseinanderzuhalten. Wo nämlich nicht ausgesprochene Beweise Gottes vorliegen, wie ein Wunder oder eine bestimmt in Erfüllung gegangene Weissagung, läßt sich eine solche Ausscheidung nur durch Abwägen der Gründe für und wider vornehmen; allein dieses Mittel führt praktisch nur zu einer geringeren oder größeren Wahrscheinlichkeit, bringt aber keine absolute Gewißheit[30]). Die Mystik ist eben „das Land, voll von Wundern und Geheimnissen", in welchem „es nicht immer leicht ist, sofort zu erkennen, inwieweit natürliche Anlage oder die außergewöhnliche Wirkung einer mystischen Gnade vorliegt"[31]).

Die dunkle Sprache der Mystiker, deren Unvermögen, ihr inneres Erlebnis klar zum Ausdruck zu bringen, die weite Deutungsfähigkeit ihrer Terminologie, die Schwierigkeit im Auseinanderhalten von göttlichem und menschlichem Faktor: die Erwägung aller dieser Momente muß jeden ehrlichen Beurteiler zu äußerster Vorsicht in der Abgabe eines Urteils mahnen. Klassisch einfach legt darum Poulain allen die Mahnung ans Herz, „die

[26]) Karrer, a. a. O., 400.
[27]) Leuba, Die Tendenzen der christlichen Mystik (1902), 1 ff.
[28]) Zahn, 13.
[29]) Archiv für Rel.-Psychologie (1914), 257.
[30]) Poulain, 341.
[31]) Richstätter, 90.

Entscheidung hinauszuschieben“[32]). Der große Amort meint sogar, vor dem Tod der betreffenden Person könne man, Ausnahmen abgerechnet, niemals über einen als göttliche Eingebung bezeichneten Ausspruch sicher sein. Wenigstens solle man bei Anregungen, die ein bestimmtes Ziel hätten, z. B. die Einführung einer Wallfahrt oder die Erbauung eines Heiligtums, erst die Ereignisse sich entwickeln lassen und abwarten, bis die Offenbarungsreihe abgeschlossen sei, ehe man sein Urteil abgebe. Das gelte für eine positive und negative Stellungnahme in gleicher Weise[33]).

Schließlich müssen bei der Prüfung und Bewertung mystischer Äußerungen außer den besprochenen wissenschaftlichen Grundsätzen auch die besonderen kirchlichen Vorschriften Beachtung finden, die in den Erlässen Papst Urbans VIII. vom 13. März 1625 und 5. Juli 1634 niedergelegt sind. Danach soll der Diözesanbischof zur Prüfung solcher Vorgänge den Rat erfahrener Theologen und anderer frommer Leute heranziehen und sodann die Akten dem Heiligen Stuhle unterbreiten, dessen Entscheidung abzuwarten ist. Zeitungen sind im allgemeinen für die Aufnahme mystischer Berichte nicht geeignet, weil ihr Leserpublikum der entsprechenden Reife entbehrt; nach der milderen Ansicht der Moralisten ist ihnen jedoch ein objektiver Bericht darüber gestattet, wenn sie sich enthalten, über den übernatürlichen Charakter ein Urteil abzugeben[34]). Desgleichen sollen mystische Vorgänge nicht in gemischten Versammlungen, auch nicht in Vorträgen weltlicher Natur, behandelt werden. Die Wirtshausluft mit ihrem Tabaksqualm und Alkoholduft bietet nicht die geeignete Atmosphäre zur Erörterung der Vorgänge im inneren Seelenleben bestimmter Personen, namentlich wenn solche noch am Leben sind. Niemals ist billiger Spott am Platze.

Jedes Jahr ergießen sich Ströme deutscher Wallfahrer nach Italien, Frankreich, Spanien und sonstwohin an die Gräber von Heiligen und an die Erscheinungsstätten der Muttergottes. Daß aber Italiener, Franzosen und Spanier in eben solchen Massen an die Grabstätten deutscher Heiliger pilgerten, haben wir noch nicht erlebt. An dieser unserer Inferiorität tragen wir Deutsche selbst die größte Schuld. Als vor fünfunddreißig Jahren in Fachblättern und eigenen Schriften um die Echtheit der Aufzeichnungen Clemens Brentanos hinsichtlich der Visionen der Anna Katharina Emmerich ein heftiger Streit entbrannte, der zu einer leidenschaftlichen Ablehnung des übernatürlichen Charakters dieser Gesichte durch maßgebende deutsche Priesterkreise führte[35]), erklärte mir ein französischer Priester, Spiritual in einem Frauenkloster, mit dem ich mich eingehend über diesen Fall unterhielt, in kategorischer Sprache: „Mit dieser Methode bekommt ihr Deutsche niemals Heilige, ihr schlagt sie ja tot!“ Vor zwei Jahren stieß ich auf ganz ähnlich lautende Stimmen bei italienischen Mitbrüdern, die zwar der Lei-

[32]) Poulain, 371.
[33]) Ebenda, 364.
[34]) F. A. Göpfert, Moraltheologie I, Schöningh (1905), 348.
[35]) Hümpfner, Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen (1925); Richen im Kölner Pastoralblatt 1922; Bibl. Studien, Bd. XI, Heft 1, Freiburg 1923; Theol.-prakt. Quartalschrift 1924, S. 391 ff.

stungen des deutschen Katholizismus der Nachkriegszeit rühmend gedachten, aber mir dann die konkreten Fragen stellten: „Warum habt ihr Deutsche so wenige Heilige? Warum erscheint die Muttergottes nicht in Deutschland?" Meine Antwort hierauf war eindeutig und den italienischen Priestern einleuchtend. Wenn wir Deutsche wieder mehr Heilige bekommen wollen, dürfen wir dem Heiligen Geist sein Werk nicht erschweren. Löschen wir darum das heilige Feuer inniger Gottverbundenheit nicht aus, wenn es irgendwo zu glühen beginnt! Nahen wir uns solchen Seelen mit der Ruhe und Überlegenheit des aufgeschlossenen, in der Seelenleitung und in mystischen Fragen wohl bewanderten Priesters! Das wird den betroffenen Seelen und unserem ganzen katholischen Volke zum Nutzen sein.

Waldaschaff (Bayern) DDr. Wilhelm Büttner

Mitteilungen

Biblische Zahlen — unglaubwürdig? Es gehört heute wohl schon zum festen Bestand der Exegese, daß sich hinter den hohen Zahlenangaben der Genesis eine Zahlenmystik verbirgt, die nicht mehr restlos deutbar ist. Es ist möglich, daß des Rätsels Lösung in der Sonnenzahl 365 liegt. Sonne und Leben bedingen ja einander. Weil nun in den vor- und nachflutlichen Patriarchenlisten von der Weitergabe des Lebens die Rede ist, wirkt die Verwendung der Sonnenzahl hierbei sehr sinnvoll. Doch von diesen Zahlen soll hier nicht gehandelt werden. Wer sich näher interessiert, sei auf den 1. Band meiner „Geschichte des Alten Testaments" verwiesen, wo die „Chronologie der biblischen Urgeschichte" ausführlich behandelt ist.

Unser Interesse gilt hier den hohen Ziffern der Volkszählungslisten, über die man entweder gedankenlos hinwegliest oder, nachdenklich geworden, den Kopf schüttelt, da solche Zahlen historisch unmöglich sind.

1. Davids Volkszählung (2 Sam 24). Nach I Chron 21, 1 war es der Satan selber, der David zur Volkszählung reizte. In gewissen Kreisen hatte also die Volkszählung einen dämonischen, widergöttlichen Charakter und mußte göttliche Bestrafung nach sich ziehen. Selbst der Haudegen Joab, den David mit der Durchführung betrauen wollte, meldete religiöse Bedenken an. Jahweh möge das Volk mehren und zahllos machen — aber zählen? David setzte sich über diese Bedenken hinweg und ließ die Zählung durchführen, worauf dann tatsächlich die Pest ausbrach. Die „altertümlichen" religiösen Anschauungen, die hier zum Vorschein kommen, verdienten eine ausführlichere Behandlung. Es scheint aber hier nicht bloß altes religiöses Gedankengut, sondern überhaupt eine urtümliche Volkstheologie, die zu allen Zeiten gleich bleibt, vorzuliegen. Bei Katastrophen sucht das Volksgewissen nach einem Schuldigen. Die Pest zur Zeit Davids erklärte man als Strafe für die Volkszählung, die einen Eingriff in Gottes Herrscherrechte darstellte.

Nach Durchführung der Zählung konnte Joab mit dem stolzen Ergebnis aufwarten: „In Israel 800.000 Krieger, die das Schwert ziehen können, und 500.000 für Juda“ (24,9): macht im Kriegsfall ein Heeresaufgebot von 1,300.000 Mann. Man bedenke nun, daß das Imperium Romanum in seiner Blütezeit unter Kaiser Hadrian nur 30 Legionen in der Stärke von 180.000 Mann aufstellte, wovon zur Niederwerfung des überaus erbitterten Bar-Kochba-Aufstandes etwa 35.000 Mann eingesetzt wurden[1]), dann erweist sich das Millionenheer Davids von selbst als Utopie. Solche Heeresaufgebote kannte der gesamte Alte Orient nicht. Was sollen wir also mit der Zahl anfangen? P. Kugler[2]) meint daher, daß nicht die Heeresstärke, sondern die Bevölkerungszahl angegeben sei. Dies geht aber nicht ohne Eingriff in den jetzigen Text. Die Volkszählung wurde vom General Davids durchgeführt und hatte ausdrücklich militärischen Zweck. Gegen die Bevölkerungszahl von über einer Million zur Zeit Davids wäre an sich nichts einzuwenden, da ausgrabungsmäßig[3]) feststeht, daß Palästina in der davidisch-salomonischen Ära einen unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung nahm und daher die Bevölkerung auch ständig anwuchs. Albright[4]) gibt die Bevölkerungszahl zur Zeit Davids nur mit 600.000 an. Seine Voraussetzung, wonach in den Listen Num 1 ff. die davidische Volkszählung aufgezeichnet sei, stimmt aber nicht. Der neue Staat Israel, der kaum ein Drittel des davidischen Großreiches umfaßt, hat bereits die Zweimillionengrenze erreicht. Daher wäre die Zahl von 1,300.000 als Einwohnerzahl des Davidsreiches durchaus glaubwürdig. Leider steht dies nicht im Text, der ausdrücklich von militärischer Musterung spricht. Quid ergo?

2. Volkszählung am Sinai (Num 1) und in den Gefilden Moabs (Num 26). Im zweiten Jahre nach dem Auszug bekam Moses am Sinai den Befehl, das Volk zu mustern. Es handelt sich auch hier nicht um eine allgemeine Volkszählung, sondern wieder ausdrücklich um die Erfassung der Kriegsdienstfähigen über zwanzig Jahren. Am Ende der Wüstenwanderung steht eine gleiche Musterung in den Gefilden Moabs. Es ist der Mühe wert, die Zahlenlisten nebeneinander zu stellen:

Ruben	46.500	43.730	Ephraim	40.500	32.500
Simeon	59.300	22.200	Manasse	32.200	52.700
Gad	45.650	40.500	Benjamin	35.400	45.600
Juda	74.600	76.500	Dan	62.700	64.400
Issachar	54.400	64.300	Ascher	41.500	53.400
Zebulon	57.400	60.500	Nephtali	53.400	45.400
Summe	603.550	und 601.730			

[1]) J. Meyshan, The Legion which reconquered Jerusalem in the War of Bar Kochba. Palestine Exploration Quarterly 90 (1958), 25.

[2]) F. X. Kugler, Rätselhafte Zahlen im Alten Testament. Stimmen der Zeit 109 (1925), 96–112.

[3]) E. Wright, Biblische Archäologie (1958), 117.

[4]) W. F. Albright, Die Religion Israels im Lichte der archäologischen Ausgrabungen (1956), 139.

Ein solches Heeresaufgebot in der Sinaiwüste und später auf den Gefilden Moabs ist eine historische Unmöglichkeit, die vielleicht der „fromme Bibelleser" glauben, ein geschichtlich denkender Mensch aber nicht verdauen kann. Sind die Zahlen daher Ausdruck des israelitischen Größenwahnes, Rückprojektionen aus späterer, nachexilischer Zeit, die von der Urzeit nur in großen Dimensionen dachte? Doch bevor wir vorschnell den Stab über die Bibel brechen, ist es geraten, sich vorher noch ein wenig im Alten Orient umzusehen. Stehen die biblischen Volkszählungen und Musterungen tatsächlich so isoliert da? Oder werden sie durch die Ausgrabungen als wahr erwiesen?

3. Musterungen im Alten Orient. Die Ausgrabungen überraschen uns immer mit neuen Ergebnissen, die unsere Kenntnis der Bibel ergänzen, aber auch korrigieren. Der Standpunkt, daß die Frühgeschichte Israels im Dunkel der Vorzeit spielte, ist längst überholt. Israel ist ein junges Volk inmitten des Alten Orients. Aufschlußreich für unsere Untersuchung sind die Funde von Mari, jener Stadt am Euphrat, die schon vor Hammurabi ihre Hochblüte erreichte, bald nach ihm zerstört und vom Wüstensand begraben wurde. Aus den gefundenen Archivtexten[5]) geht hervor, daß auch damals schon Zentralismus und Bürokratismus blühten. Zwecks Erfassung der Wehrfähigen wurden damals schon regelmäßige Musterungen durchgeführt. Name und Standort wurden auf Tontafeln geschrieben, die an die Zentrale eingeschickt werden mußten. Für den Fall einer Mobilisierung hatte man also genaue Grundlagen vor sich[6]). Neben dieser zentralistischen, namentlichen Erfassung der Wehrfähigen gab es aber noch einen anderen Modus, der vor allem, wie es scheint, bei den Beduinen[7]) in Anwendung kam. Jasmach-Addu[8]) gab dem Beduinenstamm der Bânû-jamîna (Benjamin) folgenden Musterungsbefehl: „Der König zieht zu einer Militärexpedition aus. Laß alle, die Jungen eingeschlossen, versammeln. Der Sugagum (Scheich), dessen Truppe nicht vollzählig ist, soll den Groll des Königs zu kosten bekommen! Gib ihnen diesen Befehl, registriert aber brauchen sie nicht zu werden!" Das heißt, daß die Verantwortung für die Aufstellung der einzelnen Fähnlein den Stammesscheichen überlassen blieb.

Es stehen also hier zwei Rekrutierungssysteme nebeneinander: das zentralistische mit namentlicher Erfassung der Einzuberufenden und das Stammessystem, wo für die Aufstellung der Truppe die Scheiche verantwortlich waren. Möglicherweise schrieb der König den Beduinen eine bestimmte Zahl von Soldaten vor. Wie sie diese aufbrachten, darum kümmerte er sich nicht. Aus einem weiteren Brief Jasmach-Addus[9]) geht hervor, daß die vier Stämme der Ubrabu, Jachrîˀ, Jachrûri und Amnani — alle vier als Teilgruppen des großen Stammes der Bânû-jamîna bekannt — zusammen 600 Mann stellten, einzeln also ungefähr 150 Mann. Es ist kaum anzunehmen,

[5]) Textausgabe in der noch nicht abgeschlossenen Reihe: Archives Royales de Mari (abgekürzt: ARM), ab 1946 ff.

[6]) J. R. Kupper, Le recensement dans les textes de Mari. Studia Mariana (1950), 99—110.

[7]) J. R. Kupper, Les Nomades en Mésopotamie au temps des rois de Mari. Paris 1957.

[8]) ARM I, 6: 15—21.

daß in dieser Zahl alle Waffenfähigen zwischen 20 und 45 Jahren eingeschlossen sind. Vielleicht blieben ebenso viele oder noch mehr bei den Herden und Familien zurück. Charakteristisch bleibt das Stammesaufgebot, das auf Auswahl beruht. Eine ähnliche Rekrutierung findet sich auch in der Ilias[10]). Die „Hirten der Völker" zogen an der Spitze des jeweiligen Stammesaufgebotes in den Kampf. Eine zentralistisch zusammengesetzte Armee kannten die Achäer vor Ilion noch nicht.

All das legt doch die Vermutung nahe, ob dieses Stammes-Rekrutierungssystem nicht auch im alten Israel Anwendung fand. Sir Flinders Petrie[11]) war auf der richtigen Spur, als er vermutete, daß Eleph nicht „Tausend", sondern „Stamm, Sippe, Klan" heißen müßte. So wollte der verfolgungswütige Saul David nicht in den „Tausendschaften", sondern in allen „Klans oder Sippen Judas" (I Sam 23, 23) aufstöbern (alphe[j] Jehuda). Nach dem Propheten Michäas ist Bethlehem so klein, daß es nicht einmal für einen Eleph reicht: „Und du, Bethlehem, bist kleiner als ein Eleph, und trotzdem wird aus dir der Führer Israels hervorgehen" (Mi 5, 1).

In den Volkszählungslisten der Bibel[12]) rauscht es nur so von „Tausenden". Dieses unheimliche Rauschen aber wird auf sehr nüchterne Maße zurückgeführt, wenn man statt „Tausend" „Klan, Sippe oder Landsmannschaft" liest. An der Spitze einer solchen Truppe stand der rôš eleph, wieder nicht „Häuptling der Tausendschaft", sondern der „Landsmannschaft" (Num 1, 16; 10, 4; Jos 22, 21).

Wenn wir dieses Ergebnis auf obige Monstertabelle anwenden, ergibt sich folgendes: Der Stamm Ruben stellte nicht 46tausend und fünfhundert Mann, sondern die 46 Sippen brachten zusammen 500 wehrfähige Krieger auf. Das gleiche gilt von den Tausendern der anderen Stämme. Im gesamten bildeten also die 598 Stammessippen eine Heeresmacht von 5550 Mann, eine Zahl, die wieder auf Grund der Ausgrabungen sehr glaubwürdig ist.

Zum Vergleich einige Zahlen aus dem Archiv von Mari[13]): Das Königreich Mari stellte im Kriegsfall 4000 Mann, Assyrien 10.000, Eschnunna 6000, macht zusammen 20.000. Die vereinigten Aramäer sandten gegen David 22.000 Mann (II Sam 8, 5). Die kleineren Städteaufgebote zeigen folgendes Bild: Die Stadt Terqa hätte für den Arbeitsdienst an einem Kanal 400 Mann stellen sollen, konnte aber nur 200 aufbringen. In der Garnison in Mari lagen 222 Mann, die zu neun Gayum (vielleicht hebräisch Goj = Stamm, Volk) gehörten. Die militärische Zensusliste von Alalach berichtet, daß in den einzelnen Distrikten sehr kleine Gruppen ausgehoben wurden: 3, 6, 17, 19 Mann. Wenn diesen „Distrikten" tatsächlich das hebräischen Eleph entspricht, schmilzt der „Führer einer Tausendschaft" (eleph) arg zusammen zu einem Anführer von 10 bis 20 Mann.

[9]) ARM I, 42.

[10]) J. Kromayer und G. Veith, Heerwesen und Kriegsführung der Griechen und Römer (1928), 257–261.

[11]) W. M. Flinders Petrie, Egypt and Israel (1911), 42–46.

[12]) G. E. Mendenhall, The Census Lists of Numbers 1 and 26. Journal of Biblical Literature. 77 (1958), 52–66. — Behandelt das Problem sehr ausführlich. Ihm verdankt dieser Artikel seine Anregung.

[13]) ARM I, 23; VI, 33; VI, 65.

Aus all dem geht hervor, daß die biblischen Musterungslisten keine Rückprojektionen aus späterer Zeit sein können[14]). Im Gegenteil, ihr altertümlicher Charakter setzt voraus, daß dem Verfasser bei der Abfassung seines Geschichtswerkes alte Listen zur Verfügung standen, wie sie die Ausgrabungen aus anderen Orten zutage gefördert haben[15]).

Daß man Eleph später als Tausend verstand, rührt daher, daß die Militärorganisation in der Königszeit eine innere Umwandlung erfuhr[16]). Bis dahin galt das Stammes- und Sippenaufgebot, das noch bei der Volkszählung Davids zugrunde liegen dürfte. Die Nordstämme zählten 800 Eleph, Juda 500. Wenn nur jede Sippe durchschnittlich 10 Mann auswählte, so konnte David im Kriegsfall nicht 1,300.000 Krieger einberufen, sondern nur etwa 13.000, was in den Bereich der altorientalischen Machtverhältnisse ausgezeichnet hineinpaßt. Ebenso glaubwürdig klingt dann das Aufgebot von 5550 Mann in der Wüste Sinai und von 5730 Mann auf den Gefilden Moabs, mit denen Israel zur Eroberung Kanaans antrat. Die Regierung Salomons bedeutet auf verschiedenen Gebieten eine direkte Revolution[17]). Anstelle der alten Stammesgrenzen teilte er das Land in neue Gaue ein. Das Heer modernisierte er dadurch, daß er es nach damaligen Begriffen auf das modernste mit Kriegswagen und Rossen ausrüstete. Für die neue Streitmacht genügten die alten Stammesaufgebote nicht mehr. Damit dürfte auch der Bedeutungswandel von Eleph zusammenhängen. Aus den alten „Sippschaften" waren tatsächlich „Tausendschaften", d. i. Battaillone[18]), geworden. Und dieser neue Begriff wurde auf die alten, in den Archiven[19]) verwahrten Musterungslisten der Frühzeit Israels angewandt, wodurch jene unglaubwürdigen Monsterzahlen entstanden. Folgerichtig müßte daher in neuen Bibelübersetzungen mit den „Tausendern" gründlich aufgeräumt und an deren Stelle „Klan oder Sippe" eingesetzt werden. Am hebräischen Text braucht man kein Jota und kein Häkchen zu ändern, man muß nur den altertümlichen Sinn von Eleph richtig erfassen und ist überrascht, wie auch diese öden Listen ein lebendiges Bild des alten Zwölfstämmevolkes bewahrt haben, das in mehrere hundert Sippen oder Klans untergegliedert war, aus denen jeweils die Wehrfähigen für den Volksheerbann aufgeboten wurden.

Graz Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl C.Ss.R.

---

[14]) W. F. Albright, Die Religion Israels (1956), 139.

[15]) J. A. Wilson, The Burden of Egypt (1951), 82. Bereits im Alten Reich ließen die Pharaonen alle zwei Jahre (später jährlich) das Land registrieren, um den Kataster festzulegen. Nun hat gerade David seinen neuen Hofstaat nach ägyptischem Muster eingerichtet. Kommt die Anregung zur Volkszählung auch von daher?

[16]) M. Noth, Geschichte Israels (1950), 94.

[17]) Ebenda, 177 ff.

[18]) L. Desnoyer, Histoire du peuple Hébreu. II, 256.

[19]) David setzte das Hofamt eines Sopher, d. i. „Schreibers", ein, der nicht bloß die aus- und inländische Korrespondenz zu bewältigen hatte, sondern auch das Archiv, das sich an allen ausgegrabenen Königshöfen findet, eingerichtet haben muß. Hier wurden die Annalen der Könige Israels und Judas geschrieben und aufbewahrt. Das setzt voraus, daß die Volkszählungslisten nicht erst in nachexilischer Zeit erdichtet, sondern vor der Zerstörung Jerusalems vom biblischen Historiker für die Darstellung seines Werkes als Quellen ausgeschöpft wurden.

Alban Stolz, der Kalendermann. (Zum 150. Geburtstag.) Die bleibende Bedeutung des ebenso fruchtbaren wie religiös tiefen und wortgewaltigen Seelsorgers und Volksschriftstellers Alban Stolz, auch für unsere Zeit, ist durch zwei Tatsachen gekennzeichnet. Als einer der ersten geißelte Stolz den materialistischen Kapitalismus als Einbruch der Materie in den Bereich der Seelen und den Beginn der Versklavung und seelischen Entwurzelung der Massen. Das zweite, wodurch Alban Stolz noch bis in unsere Zeit wirkt, liegt in der gewaltigen Kraft seines Wortes. Er ist, ohne daß er die Absicht hatte, ein Literat zu sein, einer der kernigsten, volksverwachsensten und anziehendsten Prosaiker der deutschen Sprache, mit dem sich die Literaturgeschichte viel gründlicher als bisher beschäftigen muß. Denn heute wissen wir wieder, daß Kunst und Literatur nicht nur Dinge sind, die einige auserlesene Geister angehen, sondern daß sie aus der Seele des Volkes kommen und der Seele des Volkes wieder dienen müssen, wenn die Nation an ihnen Interesse haben soll.

Bei dem Volksschriftsteller Alban Stolz ist alles klar und gesund. Hinreißend sind seine Naturschilderungen, unendlich reich an Motiven ist seine Sprache. Er spielt mit der Sprache wie auf einer Orgel mit einer großen Zahl von Registern. Bald rauscht seine Sprache dahin wie ein Bergbach, der Tannen entwurzelt, Felsblöcke mit sich reißt, bald plätschert sie fröhlich wie ein frischer Quell auf blumiger Wiese. Es finden sich darin Stellen mit furchtbarem Ernst, daß man meint, die Posaunen des Jüngsten Gerichtes ertönten. Dann erklingen Töne, die eine so selige Gottinnigkeit atmen, daß man meint, Tauler oder Heinrich Seuse vor sich zu haben. Stolz hat das Wort, das erschüttert und aufpeitscht, und jenes, das tröstet und stärkt. Er hat auch die Gabe gesunden Humors, die entspannt.

Alban Stolz wurde am 3. Februar 1808 in dem badischen Landstädtchen Bühl als 16. Kind des Apothekers Stolz geboren. Im Jahre 1818 kam er auf das Lyzeum zu Rastatt, das er 1827 absolvierte. Noch ohne ausgesprochenen Beruf bezog er im gleichen Jahr die Universität Freiburg i. Br., wo er zunächst Rechtswissenschaft, später provisorisch Theologie studierte. Nebenbei trieb er auch philologische und naturwissenschaftliche Studien. Da er auch nach Vollendung der theologischen Studien über seinen zukünftigen Beruf noch nicht klar war, begab er sich nach dem Tode seines Vaters (1830) nach Heidelberg, wo er Vorlesungen über Philologie, Geschichte und Naturwissenschaft hörte. In Heidelberg trat nach einer Zeit quälender Glaubenskrisen die entscheidende Wendung in seinem inneren Leben ein: es reifte in ihm der Gedanke, alle Zweifel über Bord zu werfen und sich der Lehrautorität der Kirche zu unterwerfen. Durch diesen Entschluß gewann er den Seelenfrieden zurück. Er verließ Heidelberg, um in das Priesterseminar in Freiburg einzutreten. 1833 wurde er zum Priester geweiht. Seine erste Stelle als Vikar war Rothenfels im Murgtal, 1835 kam er als Vikar nach Neusatz bei Bühl — eine Gegend, die heute noch manche Erinnerung an Alban Stolz wachhält. In Neusatz kam ihm auch zum erstenmal der Gedanke, Kalender für das Volk zu schreiben. 1841 wurde Stolz Religionslehrer am Gymnasium zu Bruchsal (1841—1843). Bereits nach zwei Jahren wurde er Repetitor am theologischen Konvikt zu Freiburg, dessen Leitung er 1845

antrat. 1847 wurde er Professor für Pastoral und Pädagogik an der Universität Freiburg und entfaltete in der Folgezeit als Hochschullehrer nicht nur eine verantwortungsvolle, sondern auch überaus segensreiche Tätigkeit.

Über diese Lehraufgabe hinaus wirkte jedoch Alban Stolz in die Breite, in die Masse des Volkes durch seine schriftstellerische Tätigkeit. Er hatte sich an den Klassikern, besonders Goethe, sprachlich geschult. In seiner Einsamkeit hatte er gelernt, in die Tiefen der eigenen Seele einzudringen und in Tagebüchern, die uns noch in seiner Handschrift erhalten sind, allen Regungen des Seelenlebens nachzugehen. In seiner Arbeit als Seelsorger war er, wie selten ein Mensch, verwachsen mit dem Volke. Ja, er war selber im vollen Sinn des Wortes ein lebendiges Stück Volk geworden. Ein Mann des Volkes wurde Stolz durch seine „Kalender für Zeit und Ewigkeit". Darin buhlte er keineswegs um die Gunst des Volkes. Er wollte ein Erzieher des Volkes zu einem lebendigen Tatchristentum sein. Mit urwüchsiger Sprache und schonungsloser Offenheit geißelte er die Sünden und Laster des Volkes. Leidenschaftlich riß er jedem Scheinchristentum die Maske herunter. Trotzdem ließ sich das Volk die harten Bußpredigten gefallen. Wußte es doch, daß Stolz es mit der Religion ernst nahm. In Millionen von Exemplaren wurden die Kalender vertrieben und überall, wo Deutsche wohnten, gelesen. Auch Protestanten lasen diese Kalender — gab es doch zwei umfangreiche protestantische Ausgaben. Außerdem wurden sie in neun Fremdsprachen übersetzt. Als volkstümlicher Kalendermann war Stolz mehr Prediger und Eiferer als Erzähler. Hierin erinnert er an Abraham a Sancta Clara, gleich dem er eine eigenwillige, volkstümliche Sprache beherrscht. Manchmal wird er freilich kraus, was schon einige Buchtitel verraten. In „Nachtgebet meines Lebens" (1908) vermutet niemand eine seelische Selbstbiographie des Verfassers. „Witterungen der Seele", „Wilder Honig" und „Dürre Kräuter" bilden sein Tagebuch von 1842 bis 1876. Die Jugendjahre sind in dem nachgelassenen Bändchen „Lichte Höhen" (1922) enthalten. Der „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" (1857) schildert die Eindrücke einer Palästinareise.

Alban Stolz reiste gerne. 1844 macht er eine Reise nach Holland. 1847 zieht er nach Italien. 1850 reist er nach Spanien, 1851 nach England. Und 1855 lockt ihn Palästina, das Heilige Land. In seinen „Dürren Blättern" äußert sich Hansjakob über Stolz: „Der gefeierte Schriftsteller ist ein kleiner, unansehnlicher, schmächtiger Mann. Sein ganz großer Geist liegt in dem großen, stillsinnenden, scharf beobachtenden Auge. Von feinen Manieren und Komplimenten will Stolz nichts wissen. Er ist ihnen feind. Er selbst scheint für den ersten Anblick äußerst trocken und steif. Und doch wohnt in ihm ein überreiches Gemüt, das in vielen Stellen seiner Schriften aufs glänzendste hervortritt, namentlich in Schilderungen von Natur und Menschenleben."

Alban Stolz starb am 16. Oktober 1883. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof seiner Geburtsstadt Bühl. Wie sein Landsmann Hansjakob ist auch Alban Stolz unsterblich geworden vor allem durch seine Schriften. Sein Wort redet noch heute zu den Menschen eine eindringliche, unüberhörbare Sprache.

Herrischried b. Säckingen (Baden) P. Anselm Rüd O. S. B.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Philosophiestudium. Die Studienkongregation hat an die Ordinarien Italiens sowie an die höheren Oberen der Schulorden und an die Unterrichts- und Erziehungsinstitute, die der kirchlichen Leitung unterstehen, ein Rundschreiben über den wichtigen Gegenstand des Studiums der Philosophie an den mittleren und höheren Lehranstalten gerichtet.

Nach der bewährten und vortrefflichen Tradition der Schule zielt das Studium der Philosophie darauf ab, den Geist der Schüler und Alumnen zu formen und hinzulenken auf die großen Probleme des Lebens, sowohl des einzelnen als auch der Gemeinschaft. Wie sich aber aus genauen Untersuchungen ergab, erfüllt der heutige Philosophieunterricht, der fast ausschließlich nach historischen Gesichtspunkten erteilt wird, nicht mehr seine hohe Aufgabe und stellt den Schüler und Alumnen vor nicht wenige ungelöste Fragen. Anstatt ihm das geistige Rüstzeug und die sicheren Kriterien mitzugeben, die ihn befähigen sollen, die verschiedenen Systeme zu beurteilen, wird der junge Mensch vor eine dreifache Gruppe von Übeln gestellt: Entweder verliert er jedes Vertrauen in die Fähigkeit unserer Vernunft, jemals das Wahre zu erkennen, und fällt in einen Relativismus oder Skeptizismus, die beide gleich verderblich sind; oder er übernimmt ohne weiteres die Ansichten des Vortragenden, ohne Kontrolle, ohne Überzeugung oder auch mit mehr oder minder großer oberflächlicher und serviler Anhänglichkeit; oder aber er endet — der häufigste Fall — in einer vollkommenen Interesselosigkeit gegenüber der Philosophie und damit an deren Gegenstand, d. h. an der Suche nach der Wahrheit.

Die genannte Kongregation wendet sich darum wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes an alle Leiter der betreffenden kirchlichen Institute, sie möchten die Mittel überprüfen, anwenden und möglichst zum Erfolg führen, die als gut und zeitgemäß empfohlen werden.

1. Auswahl der Professoren, der Textbücher und der Lektüre. Professoren sollen diejenigen sein, die am meisten dazu befähigt sind durch die solide Art und die Sicherheit in ihrem Vortrag, nach Möglichkeit ausgebildet an katholischen Universitäten und Fakultäten, Menschen mit religiösem Sinn und rechtschaffenem Gewissen, mit Hingabe an die Pflicht und beseelt von jener Liebe und jenem Respekt, den das jugendliche Alter erfordert. — 2. Unterrichtsmethode. Auch im Rahmen der historischen Unterrichtsmethode, die übrigens sehr anziehend und interessant für den jugendlichen Geist ist, kann ein gut vorbereiteter Dozent der Philosophie mit Leichtigkeit und Weitherzigkeit jenes Erziehungsziel erreichen, das ihm am meisten am Herzen liegen muß. Aufbaumäßig soll dem philosophischen Kurs eine Einführung (Introductio) vorausgehen. Es empfiehlt sich, vor der geschichtlichen Behandlung jedes Systems die notwendigen Begriffe der Logik darzulegen, um sich nicht zu verlieren in der Vielfalt der Ansichten und Lehren. Bei der Behandlung der geschichtlichen Entwicklung eines Gedankens wird es auch nicht schwer sein, die positiven und negativen Seiten in Gegenüberstellung zur „philosophia perennis" herauszuarbeiten. Das wird sich auch leicht durchführen lassen in den verschiedenen Disziplinen, wie Metaphysik, Kosmologie, Psychologie, Theodizee und Ethik. — 3. Schließlich werden noch einige Vorschläge gemacht. Als opportun und nützlich werden Kurse für Dozenten während der Sommerferien empfohlen, ebenso auch außerschulische Zusammenkünfte und Kurse für die Hörer.

Mit solchen Hinweisen hofft die genannte Kongregation zu erreichen, daß die Jugend, die in kirchlichen Instituten erzogen und unterrichtet wird, sich jene philosophische Durchbildung aneigne, die so notwendig ist für die Orientierung im Leben und für die bessere Zukunft der Gesellschaft. (Rundschreiben vom 1. Juli 1958; „L'Osservatore Romano" Nr. 195 vom 23. August 1958.)

Schutzpatron für Zoll- und Finanzbeamte. Papst Pius XII. ernannte den Evangelisten und Apostel Matthäus, der vor seiner Berufung zum Apostel unter dem Namen Levi als Zöllner tätig war, zum Patron der Zoll- und Finanzbeamten. Diese Bestimmung

erfolgte auf Bitten des Erzbischofs von Lille, Kardinal Liénart. Im Gebiete von Bailleul in Flandern hatten sich nämlich die Zollbeamten schon vorher regelmäßig am 21. September, dem Fest des hl. Matthäus, zu Ehren ihres bis dahin noch „inoffiziellen Patrons" versammelt (vgl. „Kathpreß" vom 23. 9. 1958).

Neue Konstitutionen für den Dritten Orden. Die neuen Konstitutionen dieser Gemeinschaft, die bereits im Vorjahr vom Papst gebilligt worden waren, wurden nun veröffentlicht. Großes Gewicht wird darin auf die Nächstenliebe gelegt. Die Terziaren sollen sich beim Gebrauch ihres Besitzes mehr seiner Sozialfunktionen bewußt sein.

Literatur

Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingesandten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, werden Besprechungen veranlaßt. Eine Rücksendung erfolgt in keinem Falle.

Allen bin ich alles geworden. Geschichten über das Wirken des Priesters. Gesammelt und herausgegeben von Anton Loetscher. (Vom Geheimnis des Priestertums, Band 2.) (158.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 8.20, DM 7.90.

Ambord, Pater Beat, Papst Pius XII. Dem Lehrer der Völker, dem Hirten der Seinen, dem Priester der Liebe zu treuem Gedenken. (64.) Köln-Müngersdorf, Brauweilerweg 103, Verlag für kirchliches Schrifttum im Verlag „Wort und Werk". Brosch.

Benedikt Johannes, Das Heilige Land. Ein Pilgertagebuch. (192.) München 1958, Verlag Ars sacra, Josef-Müller. Leinen DM 8.40.

Bergmann Jakob, Läuterung hier oder im Jenseits. Wider die Verkümmerung des geistlichen Lebens. (272.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 9.50, Leinwand DM 12.—.

Carpentier René S. J., Zeugen des Gottesreiches. Einführung in das Ordensleben. Übersetzt von Karl Pauspertl S. J. (166.) Wien-München 1958, Verlag Herold. Kart. S 69.—.

Congar Yves, Wenn ihr meine Zeugen seid. Über das Apostolat und das Prophetenamt des Laien in der Kirche. (Hohenheimer-Reihe, herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg/4.) (72.) Stuttgart, Schwabenverlag. Engl. brosch. DM 2.80.

Daniélou Jean, Die heiligen Heiden des Alten Testaments. (143.) Stuttgart, Schwabenverlag. Leinen DM 7.90.

Delahaye, Professor Dr. phil. Dr. theol. Karl, Erneuerung der Seelsorgeformen aus der Sicht der frühen Patristik. Ein Beitrag zur theologischen Grundlegung kirchlicher Seelsorge. (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge. Herausgegeben von Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Bd. XIII.) (XII u. 196.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Kart. DM 15.30.

Delp Alfred, Im Angesicht des Todes. Geschrieben zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944—1945. (Herder-Bücherei, Bd. 30.) (171.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Der Mensch unter Gottes Anruf und Ordnung. Festgabe für Theodor Müncker. Herausgegeben von Richard Hauser und Franz Scholz. (270.) Düsseldorf 1958, Patmos-Verlag. Leinen DM 18.—.

Der Papst über die Ehe. Eine Sammlung von päpstlichen Kundgebungen. Herausgegeben von Josef Miller S. J. (Sehen — Urteilen — Handeln. Schriften des „Volksboten", Nr. 5.) (162.) Innsbruck-Wien-München 1958, Tyrolia-Verlag. Kart. S 24.—, DM u. sfr 4.20.

D'Esquilino Gabriel, Sie sind uns nahe. Ein Buch von den Armen Seelen. (200.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Leinen S 108.—.

Die jenseitige Welt als Glaube und Erkenntnis. Ein Ruf an die Wissenschaft und die Christen. (20.) Sonderdruck der Zeitschrift „Die verborgene Welt — Glaube und Erkenntnis" (Heft 4/58), begründet von Abt Dr. A. Wiesinger † und Josef Kral. Zu beziehen durch Aventinus-Verlag, Schondorf/Ammersee und Abensberg/Ndb.

Die Pilgerreise der Aetheria (Peregrinatio Aetheriae). Eingeleitet und erklärt von Hélène Pétrè. Übersetzt von Karl Vretska. (285.) Stift Klosterneuburg bei Wien, Bernina-Verlag. Leinen S 112.—, DM 20.70, sfr 21.60.

Fischer-Barnicol Hans, Handlanger Gottes. Ein Bericht über den Bauorden. (198.) 15 Bildtafeln. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Engl. brosch. DM 6.80, Leinen DM 8.80.

Follereau Raoul, Vagabund der Nächstenliebe. Übertragung ins Deutsche von Liselotte Haertl. (216.) Freiburg im Breisgau 1958, Verlag Herder. Leinen DM 10.80.

Gundlach Anton, Sie gaben Zeugnis. Christusbekenntnisse aus zwei Jahrtausenden. (176.) München 1958, Verlag J. Pfeiffer. Kart. DM 4.50.

Haecker Theodor, Essays. (632.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen.

Henze Clemente M. C. SS. R., La Madonnina miracolosa di Angri. (48.) Angri (Salerno), L'Opera della Madonnina.

Hessen, DDr. Johannes, Das Kausalitätsprinzip. Zweite erweiterte Auflage. (300.) München/Basel 1958, Ernst-Reinhardt-Verlag. Kart. DM 16.—, Leinen DM 18.—.

Hopfenbeck Gabriel, Freiwillig vor Gericht. Wegweisung zum lebendigen Beichten. (246.) Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 7.80, engl. brosch. DM 6.80.

Janini José, S. Siricio y las cuatro temporas. Una investigación sobre las fuentes de la espiritualidad seglar y del Sacramentario Leoniano. Lección inaugural del curso 1958/59. (132.) Valencia 1958.

Katholische Schulbibel. Bearbeitet von Paul Bergmann. Herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Gebhard Fugel. (352.) 94 Tiefdruckbilder, farbiges Titelbild, 2 übersichtliche Karten, 12 Fotos vom Heiligen Land. München 1958, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Ganzleinen DM 6.80.

Kirchgässner Alfons, Geistliches Wörterbüchlein. (134.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Knobloch Hilda, Wohin geht Lori? Ein Mädchenbuch. (160.) Linz a. d. D. 1958, Oberösterreichischer Landesverlag. Kart. S 33.—.

Korolevskij Cyrille, Liturgie in lebender Sprache. Orient und Okzident, übersetzt von Prälat Dr. Karl Rudolf. (252.) Klosterneuburg bei Wien 1958, Volksliturgisches Apostolat. Ganzleinen S 96.—, DM 18.—, sfr 18.80; brosch. S 85.—, DM 15.60, sfr 16.30.

Kranz Gisbert, Politische Heilige und katholische Reformatoren. Fünfzehn Lebensbilder. (423.) 16 Bildseiten. Augsburg 1958, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 18.50.

Krause Wilhelm, Die Stellung der frühchristlichen Autoren zur heidnischen Literatur. (320.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 160.—, DM 28.—.

Läpple Alfred, Kleines Urkundenbuch des katholischen Glaubens. (118.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 4.40, Leinwand DM 6.—.

Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Dr. Michael Buchberger. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage unter dem Protektorat von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Erzbischof Dr. Eugen Seiterich †, Freiburg im Breisgau. Herausgegeben von Josef Höfer, Rom, und Karl Rahner, Innsbruck. Zweiter Band: Barontus bis Cölestiner. (16 S. u. 1256 Spalten.) Mit 9 Karten und 89 Abbildungen auf 24 Tafeln. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 77.—, Halbleder DM 86.—. Subskriptionspreis DM 69.— und DM 77.—.

Lopez, Fr. Raymundus O. F. M., De probatione obitus alterius coniugis in ordine ad novum matrimonium ineundum. (254.) Napoli 1958, C. A. M.

Maranatha. Adventsgebete aus Ravenna. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Schmidt. (90.) Wien 1958, Verlag Herder. Pappbd. S 32.—. Bibliophile Ausstattung.

Mayr Igo S. J., Weitergehen. Winke für das innere Leben. 2. Folge. (147.) Innsbruck 1958, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 24.—.

Merlaud André, Das Kind in der Seelsorge. Untersuchungen und Erfahrungen. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. (196.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Kart. S 96.—.

Moßhamer Ottilie, Priester und Frau. (346.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 18.50.

Peichl, Abt Dr. Hermann O. S. B. (Herausgeber), Der Tag des Herrn. Die Heiligung des Sonntags im Wandel der Zeit. Unter Mitwirkung von Univ.-Prof. Dr. Walter Kornfeld, Univ.-Prof. Mons. Dr. Johannes Kosnetter, Univ.-Prof. Dr. P. Josef A. Jungmann S. J., P. Rupert Müller S. J., Dr. P. Alois Schrott S. J., Univ.-Prof. Dr. Erwin Melichar. (Studien der Wiener Katholischen Akademie, 3. Bd.) (156.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 43.—.

Plotzke Urban O. P., Jesus unter Menschen. (276.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 11.80.

Poyard, P. Samuel O. M. C., Die Erscheinungen von Banneux. (78.)

Prohaska Leopold, Geschlechtsgeheimnis und Erziehung. Psychologie und Anthropologie der Geschlechter als Grundlage einer modernen Sexualpädagogik. Mit einer Einführung von Universitätsprofessor Dr. Friedrich Schneider. (XII u. 248.) Wien 1958, Verlag Herder. Leinwand S 92.—.

Rabau, Chanoine J., Célébration de la Messe lue. (74.) Malines, Editions Liturgiques H. Dessain. fr.b 24.—.

Rahner Karl, Von der Not und dem Segen des Gebetes. (Herder-Bücherei, Bd. 28.) (154.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.60.

Regeln und Konstitutionen des Dritten Ordens des heiligen Franziskus von Assisi für Weltleute. Autorisierte Übersetzung. Herausgegeben von der Tiroler Franziskanerprovinz vom hl. Leopold. 1958. Im 100. Jahre der Erscheinung U. L. Frau von Lourdes. Sonderheft der Zeitschrift „Der Ordensdirektor", Organ für Leiter des Dritten Ordens und Terziarpriester. (68.) Innsbruck, Seilergasse 13/I.

Scharl, Dr. P. Eusebius † O. F. M., Freiheit und Gesetz. Die theologische Begründung der christlichen Sittlichkeit in der Moraltheologie Johann Bapt. Hirschers († 1865). Aus dem Nachlaß herausgegeben von P. Leopold Brandl O. F. M. (Studien zur kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller. 6 Bd.) (191.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 11.80.

Schmidt Johann S. P., Entwicklung der katholischen Schule in Österreich. (216.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 48.—.

Siegmund Georg, Tier und Mensch. Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen. (310.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 12.80.

Siewerth Gustav, Das Sein als Gleichnis Gottes. (Thomas im Gespräch, 2.) (81.) Heidelberg 1958, F. H.-Kerle-Verlag. Kart. DM 3.20.

Snoeck Andreas S. J., Beichte und Psychoanalyse. Mit einem Anhang von J. M. Hollenbach S. J. „Schuld und Neurose". (168.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Solowjew Wladimir, Übermensch und Antichrist. Über das Ende der Weltgeschichte. Aus dem Gesamtwerk Solowjews ausgewählt und übersetzt, eingeleitet und erläutert von Ludolf Müller. (156.) (Herder-Bücherei, Bd. 26.) Freiburg, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Stratmann Franziskus Maria O. P., Die Heiligen in der Versuchung der Macht. Fünfter Band der Sammlung: Die Heiligen und der Staat. (504.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 17.80.

Teichtweier, Dr. theol. Georg, Die Sündenlehre des Origenes. (Studien zur Geschichte der kath. Moraltheologie. Herausgegeben von Michael Müller, 7. Bd.) (363.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 22.40.

Thomas, Mutter Catharine D. C., Und trotzdem nahm ich den Schleier. Die Geschichte einer Karmeliterin. Die Übersetzung besorgte Sr. Wiborada Maria Duft. (236.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 13.25, DM 12.80.

Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr. Ein Taschenbuch zum geistigen Ringen der Zeit. 22 philosophische und theologische Beiträge von Hugo Aufderbeck, Alfred Bengsch, F. J. Eilers, E. Filthaut, Heinz Fleckenstein, Heinrich Fries, Joachim Giers, Otto Groß, Wilhelm Heinen, Paul Mianecki, Hubert Muschalek, Erich Puzik, Hugo Rahner, Herbert Roth, Georg Siegmund, Josef de Vries, Hans Wirtz. (256.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Kart. DM 2.20.

Verkündigung und Glaube. Festgabe für Franz X. Arnold. Herausgegeben von Theodor Filthaut und Josef Andreas Jungmann S. J. (369.) Mit einem Titelbild. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 24.50.

Wenzel Norbert, Die Feier der heiligen Messe mit Kindern. (152.) Freiburg im Breisgau 1958, Seelsorge-Verlag. Leinen DM 5.40. — Sonderdruck: Gebete in Kindermessen. Gebetszettel zum Einlegen in die Liederbücher der Kinder. (8.) Geb. DM —.10.

Wirtz Hans, Geheimnis und Wirklichkeit der Ehe. Das Eheseminar. (298.) Heidelberg 1958, F. H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 14.80.

Wolfgang Otto, Das Gesicht des Sonntags. Zum Mitvollzug der Meßfeier. (140.) Taschenformat. Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 6.20.

Wu John Ching-Hsiung, Knospe-Blüte-Frucht. Der dreifache Weg der Liebe zu Gott. Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Robert Egloff. (276.) Luzern 1958, Verlag Räber & Cie. Leinen sfr 15.40, DM 14.80.

Zedda Silverio S. J., Prima lettura di San Paolo (Introduzione, analisi, parafrasi, note.) I Vol.: Introduzione, Lettere della prigionia. 2a Edizione. (229.) — Vol. II: Lettere ai Tessalonicesi, Prima ai Corinti, Galati, Romani. (329.) Torino, Via Cibrario 39, Tecnograph.

Verlag Rowohlt, Hamburg

Augustinus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Henri Marrou. (176.) (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Bernanos Georges in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Albert Béguin. (170.) (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Franz von Assisi in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Ivan Gobry. Aus dem Französischen übertragen von Oswalt Nostitz. (Rowohlts Monographien. Herausgegeben von Kurt Kusenberg.) 1958.

Franz von Assisi. Die Werke: Sonnengesang, Testament, Ordensregeln, Briefe. Die Blümlein. Übersetzt von Wolfram von den Steinen und Max Kirschstein. Mit einem Essay „Zum Verständnis der Werke" und einer Bibliographie von Wolfram von den Steinen. (184.) (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft. Herausgegeben von Ernesto Grassi unter Mitarbeit von Wolfgang von Einsiedel. Italienische Literatur, Bd. 1.) 1958.

Wetter Gustav A. S. J., Philosophie und Naturwissenschaft in der Sowjetunion. (195.) (Rowohlts deutsche Enzyklopädie. Das Wissen des 20. Jahrhunderts im Taschenbuch mit enzyklopädischem Stichwort. Herausgeber: Prof. Ernesto Grassi, München.) 1958.

Kleinschriften

Dorner Gertrud, Eltern, helft eurem Kinde beichten. (16.) Augsburg 1957, Verlag Winfried-Werk. DM —.30.

Verlag Ars sacra, München

Angela, Schwester, Ursuline, Vertraue! (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Armenseelenbüchlein. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Lüthold Ida, Der heilige Pfarrer von Ars. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Zantl Maria Franziska, Nach der Hochzeit. (36.) 4 Tiefdruckbilder. DM —.70.

Verlag Ludwig Auer/Cassianeum, Donauwörth

Bocklet Ida, Freude ist überall. (64.) DM 1.—.

Gamber Wolfram/**Gamber** Klaus, Legende oder Wahrheit? Weg zum Neuen Testament. (64.) DM 1.—.

Hiltl Josef, Jesus, ich komme. Für Erst- und Frühkommunikanten. (64.) DM 1.—.

Karisch Rudolf, Naturwissenschaft und Glaube. (72.) DM 1.20.

Leist Fritz, Fremde Welt der Bibel. Um den lebendigen Gott. (96.) DM 1.40.

Mors Hermann, Auf dem Weg zu Dir. Worte und Beispiele der Liebe als Lebenshilfe für junge Menschen, Eheleute und Eltern im Gespräch mit ihren Kindern. (68.) DM 1.—.

Pauquet Peter Paul, Ich bin der Vater. Allerlei Erlebnisse aus der Vaterlaufbahn eines Mannes, der seine Erfahrungen sammelte. (72.) DM 1.—.

Verlag Veritas, Linz a. d. Donau

Dalbauer, Dr. Martha, Wie sag' ich's meinem Kinde? (40.) S 4.—.

Schmeiser, Dr. Hans, Mensch — woher? (64.) S 6.—.

Zopp Johannes, Tag für Tag verraten wir Dich. Monolog mit Gott. (64.) S 5.—.

Verlag Wort und Werk, Köln

Reihe: Die Information

Boldirev Zyrill, Sowjetische Köpfe. (82.) Brosch. DM 2.30.

Meidinger-Geise Inge, Katholische Dichtung in Deutschland. Dichter und Werke. (106.) Brosch. DM 2.70.

Novák Jaroslav Jan, Die Sowjetunion heute. Ihre innere und äußere Situation. (50.) Brosch. DM 1.80.

Zeitschriften

Analecta Ordinis S. Basilii Magni. Series II. Sectio II. Vol III (IX) — Fasc. 1—2. Romae 1958, Sumptibus PP. Basilianorum — Piazza della Madonna dei Monti 3.

The Catholic Biblical Quarterly. Vol. XX, Number 3. u. 4. The Catholic Biblical Association of America. Washington 17, Cardinal Station, D. C.

Buchbesprechungen

Philosophie

Hinführung zu Thomas von Aquin. Zwölf Vorlesungen von Josef Pieper. (246.) München 1958, Kösel-Verlag. Leinen.

Einem Wegkundigen folgt man gern auch auf bekannten Pfaden. Immer wieder erlebt man neue Sichten, Durchblicke und Beleuchtungen, die eine alte Landschaft überraschend beleben und verwandeln. So gelingt es auch dem Thomasforscher Josef Pieper, in den 12 Vorlesungen, die er bescheiden „Hinführung zu Thomas von Aquin" nennt, den Aquinaten wieder im neuen Licht als den Doctor communis auch für unsere Zeit aufzuweisen. Wohltuend wirkt dabei Piepers Darstellungsgabe, seine deutende Rede, die nicht im geistreichen Verhüllen, sondern im schlichten Enthüllen der Wahrheit besteht. Eine Frucht wohl lebenslanger Beschäftigung mit den Werken des hl. Thomas! Nur zwei Köstlichkeiten seien genannt: Vorlesung VII über den Geist der disputatio gehörte allen Demokraten in das Stammbuch geschrieben und Vorlesung XII könnte den überflüssigen Rangstreit zwischen Philosophie und Theologie friedlich begraben. Das Buch ist lesens- und beherzigenswert für Studierende aller Fakultäten.

Linz a. d. D. Dr. Josef Häupl

Vom Mythos zum Christos. Versuch einer Analyse der Wirklichkeit in der Geschichte. Von Matthias Vereno. (Reihe: Wort und Wahrheit, Bd. 28.) (528.) Salzburg 1958, Otto-Müller-Verlag. Leinen S 117.—, DM 20.50, sfr 20.50.

Es fällt nicht leicht, diesem Buche, das Mythos (bildhafte Sage) und Offenbarung, irrationale und rationale Weisheit in kühnen „Bogen und Kreuzen" zu umspannen sucht, einigermaßen gerecht zu werden. Vereno ist derzeit Assistent am Philosophischen Institute Salzburgs und Mitarbeiter am neuen Lexikon für Theologie und Kirche, hat also Vertrauen gefunden. Auch ist er redlich bemüht, jene Stichworte, die wegen ihrer schillernden Mehrdeutigkeit schon erhebliche Verwirrung angerichtet haben, gegen

Mißverständnisse von rechts und links abzusichern. Das religionswissenschaftliche Material, das er zugrunde legt, ist erstaunlich groß, und die Kraft der Zusammenschau nicht geringer. Echt ist auch sein Anliegen, einem neuen Ganzheitsdenken Raum zu schaffen und zu zeigen, wie alle Mythen in der Offenbarung erhabene und reine Erfüllung finden. Urs von Balthasar hat recht, wenn er angesichts solcher Bemühungen bedauert, daß viele Vertreter der traditionellen Philosophie und Theologie zwar dauernd den klassischen Satz: „Die Gnade setzt die Natur voraus" im Munde führen, jedoch die darin enthaltene Aussage: „Die Geschichte der Gnade setzt die Geschichte der Natur voraus" nicht gelten lassen wollen. Es muß in der Tat Forscher wie Vereno geben — der Katholik Hans André und der Protestant Armin Müller gehören rühmlich dazu —, die nicht davor zurückschrecken, in einsamem Bemühen gangbare Wege durch ein fährnisreiches Gebiet zu suchen. Wie weit dies Vereno gelang, ja wie weit es überhaupt gelingen kann, wird erst die Zukunft lehren; nämlich die immer erneute Prüfung der Deutungsansätze zu den gegebenen Phänomenen.

Daß Verenos persönliche Neigung mehr der mythischen als der metaphysischen Denkweise gehört, kann man verstehen. Wenn er aber — gewiß nicht allzu laut — der scholastischen Philosophie den Vorwurf macht, sie habe sich in abstrakte Begriffsspekulation verloren, so gilt das höchstens von jener Richtung, die sich allzu eng am skotistischen und suarezianischen leeren Seinsbegriffe orientiert. Nicht aber (um im deutschen Sprachraum zu bleiben) von selbständigen Denkern, wie Daniel Feuling †, Karl Rahner, J. M. Hollenbach S. J., Max Müller, Gustav Siewerth, die ausgesprochene Realmetaphysiker sind, und zwar gerade deshalb, weil sie auf den echten Thomas zurückgreifen und sein einmalig tiefes und ursprüngliches reales Seinsdenken folgerichtig weiterführen. Auch Verenos Berufung (S. 500) auf eine flüchtige Bemerkung Coreths bezüglich der Gotteserkenntnis ist kaum überzeugend, wenn man dessen neueste Veröffentlichungen kennt. Ist es doch eben Emerich Coreth S. J. (Innsbruck), der auf Grund der Vorarbeiten moderner Thomasausleger bestrebt ist, von der menschlichen personalen unmittelbaren Seinserfahrung ausgehend, mit der Zielrichtung auf das personale Sein Gottes die ganze scholastische Metaphysik in transzendentaler, aber mit Marc S. J. durchaus realistisch verstandener Methode neu abzuleiten. Im übrigen vermag Verenos Buch reifen Lesern vielerlei Anregungen zu geben.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Heilige Schrift

Der Gottesbund gestern und heute. Besinnungen über die Dimensionen des Heils. Von Eugen Walter. (124.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Pappbd. DM 5.80.

Von einem Ende zum anderen die Heilsgeschichte „des AT. und NT. zu durchqueren" und die ganze äußere und innere Weite der Gnade aufzuzeigen, ist das Anliegen dieses Buches. In 8 Themen, in einem achtmaligen „Ansatz" wird der Versuch unternommen, zu zeigen, wie sich der „Bund" in organischem Wachstum langsam, aber gottsicher entfaltet hat. Der Verfasser will hier über alle „Enge des Horizontes und des Herzens" (Vorwort) hinausführen, wenn er z. B. gleich im ersten Kapitel über den Glaubensbegriff an Hand der Offenbarung an Abraham und der damit verbundenen Bundesschließung sagt, daß „Glauben" weit mehr bedeutet als das, was vielerorts noch immer für gewöhnlich darunter verstanden wird, nämlich das bloße kalte Fürwahrhalten der Aussagen Gottes. Der Glaube, auf dem der Bund mit Abraham basiert und in dem wir alle Kinder Abrahams sein müssen, ist jener, welcher sich vollständig, man könnte sagen „mit Haut und Haar", Gott verschreibt und sich restlos ihm anvertraut. Glauben ist mehr als bloße religiöse Überzeugung und Weltanschauung.

Wie enge dann das „Heil" mit dem Glauben verknüpft ist, zeigt das folgende Kapitel, wobei betont wird, daß das Heil nicht nur „das Heil der Seele sei", sondern sehr universal gefaßt werden müsse. Im nächsten Kapitel „Moses und der Bund" wird immer klarer, daß dieses Heil den Menschen geschenkt wird im Bunde mit Gott (auch heute noch!), in jenem Bund, der freilich „mit den Vätern" geschlossen worden ist, der aber „gestern und heute" (siehe Titel!) fortbesteht und aktuell bleibt und im „Neuen und ewigen Bund" dauernden Bestand hat.

Der Gottesbund als teilweise menschliches Werk erfährt auch menschliches Schicksal; „von unten gesehen, auf der historisch-menschlichen Ebene, ist er in jeder Generation gescheitert bis auf einen Rest, den sich Gott ausgespart und aufbewahrt hat" (S. 64). Der „Rest-Gedanke", der bei den Propheten immer wieder auftaucht (vgl Is), und das Herrengleichnis vom pusillus grex (vgl. S. 78) trösten uns auch heute noch; denn eben dies ist der Weg, auf dem das Heil in die Welt kommen soll. Der Restgedanke spitzt sich immer mehr zu auf den „einen Knecht Gottes", der für alle das Heil gebracht hat, der selber „zum Bunde für das Volk" gemacht wird. Sehr schön hat hier Walter die passenden Stellen aus Is und Jo in eine tiefsinnige Synthese gebracht, so daß die heiligen Texte eine unerhörte Leuchtkraft erhalten.

Was endlich in den letzten Kapiteln mit den Überschriften „Vertretung" und „Zugang in das Allerheiligste" geboten wird, ist biblische Theologie in neuem Kleid und Glanz. Das Heil kommt als Erlösung. Sie ist die endgültige Verwirklichung des Gottesbundes; Erlösung ist Einlösung der Bundesverheißung (S. 93), ja der Bund enthält im Keim schon die Erlösung.

Wie ferner Christi Leiden stellvertretend war, so muß der Christ sühnend für andere und stellvertretend sein „Maß an Mit-Leiden mit Christus" (S. 101) auf sich nehmen. Das ist der „wohlverordnete Weg" (S. 107) zum Durchbruch der Herrlichkeit Gottes und des Christen. So erlangen wir „freien Zugang zum Vater" (S. 113). Und wie im Opfer des Neuen und ewigen Bundes Priester und Opfer zusammenfallen in eins, so muß auch der Jünger des Bundes sich selbst zum Opfer bringen — restlos, bedingungslos.

Besonders wohltuend ist, daß immer auch auf den Leib hingewiesen wird, der bei all dem eine wesentliche Rolle spielt; ohne ihn gibt es eigentlich kein rechtes Opfer; denn dieses will Sichtbarkeit. Ohne Leib gibt es keine Sakramente; denn es mangelt die erforderliche Sichtbarkeit. Und so erwarten wir — der Schrift gemäß — nicht nur „einen neuen Himmel," sondern auch „eine neue Erde". Nichts darf aus diesem Bund herausfallen, damit Gott alles in allem sei.

Mögen diese „Besinnungen über die Dimensionen des Heils" vielen den Blick weiten, das Gemüt trösten und den Mut stärken sowie das Bewußtsein vertiefen, daß wir erlöste Menschen sind, an Gott „gebunden", auch in den Fährnissen unserer Tage.

Linz a. d. D. Max Hollnsteiner

Thomas von Aquin, Das Wort. Verdeutscht von Josef Pieper. (44.) Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. München, Kösel-Verlag. Kart. DM 4.60.

Josef Pieper hat die bewunderungswürdige Begabung, Thomas von Aquin dem heutigen Menschen zu erschließen. Während er sonst „eine den Wortlaut umschmelzende, hinter ihn zurückdringende Übertragung des Gedankens in die gegenwärtige Stunde" vorzieht, gibt er in diesem Büchlein eine Übersetzung. Geboten wird, was der große Gottesgelehrte in seinem Johanneskommentar zum Prolog des vierten Evangeliums schrieb. Es ist ein Summarium der Christologie. Die Begegnung mit dem Johanneskommentar des hl. Thomas war für den Übersetzer Wegweisung zu einer Lebensarbeit, die ihn durch dreißig Jahre erfüllt. Die Tiefe seines Thomasverständnisses wird begreiflich. Wir sprechen den Prolog am Schlusse der heiligen Messe. Ob wir uns der Tiefe der Gedanken bewußt werden? Diese „großartigste Formulierung der Logoslehre", die hier geboten wird, könnte ein Weg zu tieferem Eindringen sein.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Die schmerzhafte Mutter und Gefährtin des göttlichen Erlösers in der Weissagung Simeons. (Lk 2, 35.) Eine biblisch-theologische Studie. Von P. Adrian de Groot S. V. D. (XVI u. 130.) Kaldenkirchen, Steyler Verlagsbuchhandlung. Brosch. DM 7.80.

In dieser neutestamentlichen Dissertation finden wir einen beachtenswerten Beitrag zur oft versuchten und bis heute nicht voll zufriedenstellenden Lösung von Simeons Schwertprophetie (Lk 2, 35). Im ersten Teile der Abhandlung trägt der Verfasser in Originaltexten die mit Fleiß aufgesuchten patristischen Zeugnisse (19 morgenländische und 23 abendländische), die sich mit unserer Stelle befassen, zusammen. Die vielen Väterzitate, die saubere Heraushebung ihrer Lehrpunkte und die Hinweise auf die Entfaltung des Verständnisses unserer Stelle (so z. B. die Überwindung der Origenes-Schwertdeutung als Schwert des sündhaften Zweifels) machen diesen ersten Teil aufschlußreich und wertvoll. In der zweiten Hälfte des Buches bemüht sich der Autor,

methodisch exakt und klar (philologische Untersuchung des Literalsinnes, Kontextuntersuchung, reichliche Angabe neuer Literatur), die im Abendland immer vorgetragene und im Orient seit Timotheus von Jerusalem vorherrschende Auslegung vom Schwert des „Mutter-Leides" zu erarbeiten. Zum Nachteil der Schrift haben leider Verfasser und Verlag auf ein Sach- und biblisches Stellenverzeichnis verzichtet.

Stift St. Florian Dr. Johannes Zauner

Der Brief an die Epheser. Ein Kommentar von Heinrich Schlier. (315.) Düsseldorf 1957, Patmos-Verlag. Leinen DM 34.50.

Der Brief an die Epheser wurde „die Krone der Paulusbriefe" genannt. Er hebt sich von den anderen Paulusbriefen nach Inhalt und Form ab. Obwohl er an konkrete Gemeinden (Kirchen im Lykostal, phrygische Gemeinden) geschrieben ist, stehen ihm diese nicht in ihrer Individualität vor Augen, sondern als Christen überhaupt. Der Stil ist feierlich, hieratisch, liturgisch, die Sprache steht „ohne Zweifel unter dem Einfluß der judenchristlichen ‚Gnosis', gegen die sich der Brief wendet", wenngleich die Auseinandersetzung mit dieser im Hintergrund bleibt. Der Brief stellt eine „Weisheitsrede" („Mysterienrede") dar. Das „Sagen der Weisheit" vollzieht sich in einer eigenen literarischen Form. Als Verfasser des Briefes ist Paulus anzusprechen, was der Brief selbst angibt und was auf Grund der Diskussion aller Gegengründe am naheliegendsten und historisch angemessen erscheint. Die Eigenart wird hinreichend erklärt aus der größeren äußeren Distanz des gefangenen Apostels von den ihm unbekannten Christen, aus der Auseinandersetzung mit den Theologumena der Gnosis und aus einer neuen und tieferen Sicht des Heilsgeschehens. Daß Paulus solcher Weite des Denkens und Ausdrucks fähig war, zeigt sein Wille, allen alles zu werden (1 Kor 9,22), und die Tatsache, daß er neben dem Gal auch den 1 Kor geschrieben hat und sich von der jüdischen Gesetzesproblematik der Problematik eines hellenistisch-jüdischen Enthusiasmus zuwenden konnte.

Der Kommentar zeichnet sich durch klare Analyse des Gedankenganges, gewissenhafte philologische Ergründung des Wortsinnes und Aufzeigen des theologischen Gehaltes (in Text und Exkursen) aus. Er verbindet die Exegese der Tradition (Väter, Thomas, Estius) mit den Ergebnissen der modernen Forschung in glücklicher Harmonie. Der gottesdienstliche und liturgische Hintergrund wird aufgezeigt und auf die Darstellung des religionsgeschichtlichen Milieus, in das der Brief hineingeschrieben wurde, besonderes Gewicht gelegt. Paulus dachte und formulierte aus dem, was hellenistisch, jüdisch und gnostisch vorgedacht war, und aus der mit mit diesem Vorverständnis gegebenen Begrifflichkeit. Er dachte und sagte Offenbarung in der Sprache der Zeit. Daß gerade in diesem letzten Punkt die Ansichten des Verfassers, die er auch schon früher äußerte, nicht ohne Kritik geblieben sind, zeigt der Kommentar selbst.

Wenn an Hand dieses Kommentars z. B. in Priesterkonferenzen einzelne Themen, wie die Kirche (aus Juden und Heiden, als mystischer Leib), das Christusmysterium, das in der Liturgie gegenwärtig gesetzt wird, oder die Ehe, behandelt würden, könnte die seelsorgliche Arbeit viel an Geistigkeit gewinnen. Verfasser und Verlag ist für dies Werk zu danken.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Kirchengeschichte und Patrologie

Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance von Bonifaz VIII. bis Klemens VII. Von Franz Xaver Seppelt Neu bearbeitet von Georg Schwaiger. (Geschichte der Päpste von den Anfängen bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Vierter Band.) Zweite Auflage. (528.) München 1957, Kösel-Verlag. Leinen DM 33.—.

Das Papsttum im Spätmittelalter und in der Renaissance wird in diesem Band in naturgetreuen und unverblaßten Farben geschildert. Der Bogen ist von Bonifaz VIII., jenem verspäteten Epigonen mittelalterlicher Papalhoheit, bis zu Klemens VII., einem der für die Kirche verhängnisvollen Mediceer-Päpste, gespannt.

In der Darstellung tritt klar hervor, wie gerade in dieser Periode der Papstgeschichte Licht und Schatten oft eng nebeneinander liegen. Bonifaz VIII. ist der erste in der Reihe. Er wird durch die Colonna-Kardinäle miterwählt und dann von diesen heftig bekämpft (auf ihrer Seite steht auch der wegen mutmaßlicher Autorschaft für das „Dies irae" so sympathische Jacopone da Todi). Sein anderer großer Gegenspieler

nannte sich Philipp IV. von Frankreich; er wird samt seiner Familie von Benedikt XI. später feierlich vom Bann gelöst, „falls er überhaupt einem solchen verfallen sein sollte". Das grausigtragische Schicksal des Templer-Ordens bleibt uns nicht verborgen (neun von seinen Angehörigen wurden im Zusammenhang mit der Aufhebung nur deswegen eingekerkert, weil sie das Recht der Verteidigung für sich in Anspruch nahmen). Dann finden wir die Päpste in Avignon (die Italiener sprechen von einem Exil), bis sie auf Drängen einer tapferen Frau, der heiligen Katharina Benincasa, nach Rom zurückkehren. Ein Jahr darauf findet die verhängnisvolle Wahl des bisher letzten Nichtkardinals statt, des sittlich hochstehenden, aber auch unnachgiebigen Urban VI., den schließlich seine eigenen Kardinäle wegen Starrsinns unter Kuratel stellen lassen wollten. Den Gegenpapst Benedikt XIII. begleiten wir bis in das kleine Felsenstädtchen Peñiscola, südlich von Tortosa, wohin er auch die päpstliche Bibliothek zum Großteil mitgeschleppt hat. Auf die wenig ruhmreichen Pontifikate, um nicht zu sagen: das schändliche Treiben einiger Päpste aus dem Haus Rovere, Borgia (das entschuldigende Buch von Orestes Ferrara wird richtig eingeschätzt) und Medici folgt die Regierung Hadrians VI., der vorher unter anderem Bischof im eben genannten Tortosa gewesen war. Er versucht, kurz bevor es zu spät schien, die Reform der Kirche gleich beim Haupte zu beginnen. Vielfach ist der Widerstand, der ihm während seines nur allzu kurzen Pontifikates entgegengebracht wird. Die Römer glauben sowieso, jeden Nichtitaliener mit Geringschätzung betrachten zu dürfen, und Hadrian VI. verdirbt es sich auch mit der geistlichen Bürokratie, von der schon Pastor (Geschichte der Päpste, IV/2, 8. u. 9. Aufl., 75) behauptet, sie sei die schlimmste von allen.

Am Schlusse dieses stattlichen Bandes finden wir für jedes Kapitel Quellen- und Literaturangaben in der gewohnten Sorgfalt und in bewundernswertem Umfang: Eine ausgezeichnete Fundgrube für den, der sich in den Stoff weiter vertiefen will, und eine wertvolle Auskunft für den kritischen Prüfer des Werkes. Vielleicht mögen manche Ausführungen leicht apologetisierend erscheinen, z. B. die über die Bulle „Unam sanctam" (31—33). Auf Grund eines Parallelfalles bezweifle ich, ob wirklich die Ehedispens Ludwigs des Bayern für Margarete Maultasch eine für die damalige Zeit so ungewöhnliche Maßnahme war (132). Trotz einiger Bedenken bleibt der hervorragende Wert auch des vorliegenden Bandes bestehen. Er weist wieder alle jene Eigenschaften auf, durch die schon seine Vorgänger ausgezeichnet waren: Abgewogenheit des Urteils gepaart mit Freimut, anschauliche Darstellung verbunden mit angenehmer Diktion. Dafür sind wir dem Bearbeiter des Seppeltschen Nachlasses, Dozenten Georg Schwaiger, aufrichtig verpflichtet.

Linz a. d. D. DDr. Josef Lenzenweger

Die Kapuziner. Von Theophil Graf. (Orden der Kirche, Bd. 2. Herausgeber: Dr. P. Dominikus Planzer O. P.) (182.) 4 Bilder. Freiburg in der Schweiz 1957, Paulusverlag. Leinen sfr 10.20, DM 9.80.

Ein spannend geschriebenes Büchlein über die Entstehung des Kapuzinerordens, beginnend mit dem Streit über das Armutsideal des hl. Franz von Assisi, das Franz wörtlich verstanden wissen wollte, das aber, nicht zuletzt durch die schwankende Haltung der Päpste, vielfach abgeschwächt worden war. Daß trotzdem der franziskanische Geist nicht untergegangen ist, zeigen die Bemühungen des Matteo de Bascio und Lodovico de Fossumbrone, die wieder scheitern mußten, da es an der nötigen Demut fehlte, wie bei Bernardino Ochino, dessen Predigten Steine zu Tränen rührten, der sich höchster Gunst erfreute und doch auf dem falschen Wege war. Es ging eben nicht um die Frage, ob runde oder spitze Kapuze, Bart oder bartlos, es sollte vielmehr dem Volke gezeigt werden, daß Christus erfüllbare Forderungen an seine Jünger gestellt hat. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser bei der Darstellung bedeutender Kapuziner der neueren Zeit nicht in einseitige Lobhudelei verfallen ist, z. B. bei der „Grauen Eminenz", P. Josef, in der Welt Baron von Maffliers, politischer Berater Richelieus, und P. Theodosius Florentini, Gründer der Menzinger und Ingenbohler Kreuzschwestern.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Savonarola, Miserere. Fra Girolamos letzte Betrachtung, niedergeschrieben vor seiner Hinrichtung im Kerker am 23. Mai 1498. Ins Deutsche übertragen von James

Schwarzenbach. (60.) Zürich, Thomas-Verlag; Paderborn-Wien, Ferdinand Schöningh. Kart. DM 2.20, Leinen DM 3.60.

Savonarolas Auslegung des 50. Psalms, geschrieben zwischen Todesurteil und Hinrichtung, gibt Aufschluß über seine Geisteshaltung in den letzten Stunden seines Lebens. Himmel und Erde hat er beleidigt; von allen verlassen, wendet er sich an Gottes Barmherzigkeit. Aber sein Auftreten als Bußprediger bereut er nicht, denn die ganze Welt stürzt zusammen, die Hölle füllt sich, die Kirche wird jeden Tag leerer, die Kulthandlungen der Priester sind leere Zeremonien — so bittet er Gott, die Zahl der Auserwählten vollzumachen, was einer Bitte um baldigen Weltuntergang gleichkommt.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Der heilige Bischof Gregor von Nazianz. 329—390. Einführung und Auswahl von Dr. Franz Weißengruber. (9. Band der Reihe: Die Kirchenväter und wir. Zeitnahes Väterwort.) (48.) 2 Bilder. Lambach 1958, St. Adalbero-Verlag. Kart. S 10.80.

Es ist nur ein schmales Heftchen, das nach einer sehr lesenswerten Einführung in das Leben und Wirken des hl. Kirchenvaters kurze Auszüge aus seinen Predigten bietet. Aber in den 5 kleinen Kapiteln (Vergeistigung der Lebensfreude — Umkehr und Einkehr — Bildung — Was ist der Mensch? — Der unendliche Weg zu Gott) werden wirkliche Kostbarkeiten gezeigt, und man bekommt beim Lesen Lust, noch mehr davon zu kosten. Eigens hervorgehoben sei die genaue Zitierung der Quellen bei der Übersetzung und die gefällige Aufmachung des ganzen Bändchens.

Wels (OÖ.) Dr. Peter Eder

Apologetik und Dogmatik

Einsame Zwiesprache. Martin Buber und das Christentum. Von Hans Urs von Balthasar. (129.) Köln-Olten 1958, Verlag Jakob Hegner. Leinen DM 9.80.

Man kann nur staunen: Wo immer der Baseler Theologe Urs von Balthasar das Wort ergreift, um zu bedeutsamen Gestalten der Geistesgeschichte Stellung zu nehmen, stehen ihm Kenntnisse, Grundsätze und eine Sprachgewalt zur Verfügung, die sein Urteil über alles bloß geistreiche Gerede hinausheben und maßgebend machen. So auch in diesem Buche über den aus Wien gebürtigen, nun 80jährigen Martin Buber, der bis 1933 in Frankfurt am Main und seither in Jerusalem wirkte und wohl am reinsten das geistige Judentum von heute verkörpert. Urs von Balthasar stellt Buber auf Grund seines reichen religionsphilosophischen Schrifttums zunächst gewissermaßen zu persönlichem Gespräche. Dieses schärft sich aber sofort zur Frage, ob und wie weit überhaupt zwischen echtem Christentum und echtem Judentum ein grundsätzliches Gespräch möglich ist. Ganz neu enthüllt sich dabei der Abgrund, der die jüdische und christliche Haltung zur Offenbarung trennt; zugleich aber auch die Dringlichkeit eines neuen angestrengteren und willigeren Hörens auf das ganze Wort Gottes. Jeder, den die Judenfrage über alltägliche Sympathie- oder Antipathieanwandlungen hinaus tiefer bewegt, wird an diesem schmalen Buche den besten Wegwart finden. Und welchen nachdenklichen Christen sollte diese Frage nicht tief bewegen? Mit Recht hat man gesagt: Wie soll der Mensch des Abendlandes fähig sein zum weltgeschichtlichen Zusammenleben mit Asiaten und Afrikanern, wenn die erste und wichtigste „Koexistenz" zwischen Judentum und Christentum erst in den Anfängen einer positiven Erhellung steht? (Friedrich Heer.)

Vielleicht hätte im vorliegenden Buch der Hinweis noch mehr verdeutlicht werden können, wie groß die Kluft im Judentume selber ist: zwischen der Glaubenshaltung Bubers und der rationalistischen Haltung wohl der Mehrzahl seiner Volksgenossen. Und gerade auch im neuen Palästina tritt das Judentum weithin fast völlig säkularisiert auf. Dies verrät, wie vielschichtig, verwickelt und geheimnisvoll das ganze Problem ist.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Der göttliche Wundertäter. Ein exegetischer und religionswissenschaftlicher Versuch von Dr. Gottfried Eder. Selbstverlag des Verfassers. Zu beziehen durch den Verlag Passavia, Passau. Kart. DM 6.—.

Eine umfassende, volkstümliche und doch auf wissenschaftlicher Höhe stehende Monographie über die Wunder Jesu. Die apologetische Sicht beherrscht das Ganze. In ihren Dienst stellt der gelehrte Verfasser ein ausgebreitetes exegetisches und religionswissenschaftliches Beweismaterial. Auch die Funde von Qumram sind bereits verwertet. Der Verfasser hat sich, wie es scheint, viele Jahrzehnte lang mit diesem Gegenstand beschäftigt und eine Fülle von Literatur dazu gesammelt, die in solcher Vollständigkeit wohl noch selten verwendet worden sein dürfte. Nach einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung des Wunders für die Offenbarung werden die Wunder Jesu auf Grund der Evangelien genau geprüft und in einem eigenen Kapitel auch mit den Worten Jesu in Beziehung gebracht. Um die Wunder Jesu gegenüber der zu allen Zeiten, besonders aber in der damaligen Zeit üppig wuchernden Legende abzugrenzen, werden die Wunderberichte aus dem Judentum, die angeblichen Wunder des Asklepios, des Apollonios von Tyana, des Buddha sowie der älteren Heiligenlegenden untersucht. In einem eigenen Kapitel „Christus medicus" berührt der Verfasser die Frage der Krankenheilungen durch parapsychologische Kräfte. Die Konfrontierung von Wunder und Weissagung mit den entsprechenden parapsychologischen Leistungen ist schon seit längerer Zeit ein dringendes Anliegen der Fundamentaltheologie. Zum Schluß wird noch in einem eigenen Abschnitt der Zweck der Wunder Jesu — habent enim linguam suam — ausführlich erörtert. In der Tat darf dieser übernatürliche Zweck bei der Abgrenzung der Wunder Jesu von wunderähnlichen Vorgängen keinen Augenblick aus dem Auge gelassen werden.

St. Pölten Dr. Karl Schmidt

Nikolaus von Cues, Vom verborgenen Gott. Vom Gottsuchen. Von der Gotteskindschaft. Eingeleitet und übersetzt von Johannes Peters. (Reihe: Zeugen des Wortes.) Freiburg, Verlag Herder. Pappband DM 3.50.

Nikolaus von Cues, Mathematiker, Humanist und spekulativer Theologe, hat in seinem reichbewegten Leben wenig Zeit gehabt, sich literarisch zu betätigen. Von seinem Schaffen zeugen auch die hier herausgegebenen drei Traktate, in denen man neben Anklängen an die sokratische Philosophie auch solche an die moderne Theologie finden kann. Wenn behauptet wird: „Gott kann nicht genannt werden" (26), „Gott ist weder erkennbar noch wißbar" (63), so ist das als Aussage der „Negativen Theologie" zu verstehen. Unbegründet sind die Ableitungen von Theós aus theoréo, oder théo und damit auch die daraus gezogenen Folgerungen. Da die Werke des Cusaners schwer zugänglich sind, ist diese Ausgabe einiger Kostproben zu begrüßen.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Schell Hermann, Kirche und Gottesreich. Die Kirche als Selbstverwirklichung des Gottesreiches der Innerlichkeit und Tatkraft, der Liebe und des Lebens. Aus H. Schells Christusbuch ausgewählt und eingeführt von Professor DDr. Josef Hasenfuß. (Reihe: Zeugen des Wortes.) (84.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Pappbd. DM 3.50. — **Schell Hermann, Verherrlichung und Gemeinschaft.** Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. Herausgegeben von Paul-Werner Scheele. (439.) Paderborn 1957, Verlag Ferdinand Schöningh. Leinen DM 19.50.

Über die heute im Vordergrund stehende Frage nach dem Wesen der Kirche gibt das erste Büchlein Aufschluß im Sinne Schells. Die wichtigsten die Kirchenfrage angehenden Partien des herrlichen Christusbuches des großen Würzburger Theologen sind zusammengestellt. H. Schell rang bei der Betrachtung der Kirche um den harmonischen Ausgleich der Spannung zwischen ihrer inneren Lebensmacht und äußeren Autorität, zwischen Liebe und Gesetz, Geistesfreiheit und Recht und gelangte zu einer modernen und existentiellen Auffassung des Kirchenmysteriums. Wer nicht in der Lage ist, das Christusbuch selbst zu lesen, möge wenigsten nach diesem Auswahlbändchen greifen, um etwas vom Geisteshauch des großen deutschen Theologen zu verspüren.

Daß die Irrtümer in einem von der Kirche indizierten Werk nicht selten nur am Rande liegendes Strandgut sind, das die Wogen eines machtvollen Geistes anspülen, ist im Falle H. Schells wohl klar. Dieser in der Gegenwart erfreulicherweise eine Renaissance erlebende deutsche Geistesmann hat in seinem umfangreichen literarischen Werk

Großartiges geleistet. Man erkennt heute beispielsweise immer besser die Bedeutung seiner mehr statischen Auffassung von der hypostatischen Union zugunsten einer stets aufs neue sichtbar werdenden Übernatürlichkeit der Gnadenvollkommenheit der Menschheit Jesu, die sich so als in ihrem eigenen und vollgültigen Lebenskreis weiterbestehend darstellt.

Es ist ein großes Verdienst Scheeles, die theologisch wertvollsten Abschnitte aus Schells Gesamtwerk, sachlich geordnet, herausgegeben zu haben. Man gewinnt aus dem Sammelband einen guten Ein- und Überblick über das Gedankengut Schells. Eine ausgezeichnete Einleitung über Leben und Werk Schells stellt die Geistesarbeit des Würzburgers in das rechte Licht, ein angefügtes Sachregister macht den Sammelband besonders brauchbar. Das Buch will zu jener Theologie des Geistes und des Herzens, des Denkens und des Lebens hinführen, die Schell zeitlebens gesucht hat.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Josef Pritz

Person und hypostatische Union bei Thomas von Aquin. Von Othmar Schweizer M. S. (Studia Friburgensia. Neue Folge 16.) (XIV u. 123.) Freiburg/Schweiz 1957, Universitätsverlag. Brosch. sfr 12.45, DM 12.—.

Die Arbeit, eine der wertvollen Freiburger Studien, beschäftigt sich eingehend und mit Erfolg mit der schwierigen Frage, wie sich Natur (Geistnatur) und Hypostase (Person) zueinander verhalten und wie demnach die Menschheit Christi eine unverkürzte Natur sei, ohne Person zu sein. Von den drei üblichen Erklärungsversuchen der Modustheorie, der Existenztheorie und der Theorie der reinen Union, deren geschichtliche Entwicklung und philosophisch-theologische Begründung untersucht wurde, gibt der Verfasser der letzten den Vorzug. Der negative Begriff der Totalität bzw. der positive Begriff der Union sei das Ausschlaggebende, daß die menschliche Natur in Christus nicht Person sei. Nicht weil der menschlichen Natur Christi etwas abgehe, sondern weil etwas hinzukomme, nämlich Gott, darum sei diese Natur keine menschliche Person. Diese Erklärung glaubt der Autor als von Thomas vertreten ermittelt zu haben. Sowohl die Modus- wie die Existenztheorie wird als unthomistisch abgelehnt. Die Arbeit ist als gute Einführung in den ganzen Fragenkomplex zu werten.

St. Pölten (NÖ.) Dr. Josef Pritz

Moral- und Pastoraltheologie

Moralprobleme im Umbruch der Zeit. Herausgegeben von P. Virgil Redlich O.S.B (188.) München 1957, Max-Hueber-Verlag. Kart. DM 5.90.

„Eine neue Epoche in der Geschichte der Moral ist angebrochen. Diese Tatsache hebt sich uns bei jedem der folgenden Beiträge neu ins Bewußtsein." Diese ersten Zeilen des Vorwortes sagen zur Genüge, was mit dieser Schrift, die eigentlich als Sonderheft der inzwischen eingestellten Zeitschrift „Gloria Dei" hätte erscheinen sollen, intendiert ist: eine Übersicht zu geben über die neuzeitlichen Bestrebungen zur Revision des Moralunterrichtes in den verschiedenen Ländern. Wie neu diese Gestaltung gedacht ist, kennzeichnet der bekannte Moraltheologe Leclercq im ersten Artikel unserer Schrift, wenn er sagt: „Unser Endergebnis ist der Eindruck, daß wir heute erst anfangen, uns bewußt zu werden, was Moral ist" (S. 12). Schon in seinem Buch „Christliche Moral in der Krise der Zeit" (1954) hat Leclercq die Frage aufgeworfen, wo im heutigen Moralunterricht von der christlichen Lebensauffassung gesprochen werde, und darauf hingewiesen, daß die Lehre der Moral nur berufsmäßige Unterweisung ist, die sich vor allem auf das Bußsakrament bezieht. Zur Frage nun, welche Entwicklung die Moralwissenschaft über den traditionellen Rahmen hinaus zu nehmen habe, kommen verschiedene Fachexperten zu Wort. Nach Leclercqs Abhandlung über: „Die neuen Gesichtspunkte unserer Zeit in der Erforschung der Moral" folgt ein Referat Ph. Delahayes: „Die gegenwärtigen Bestrebungen der Moral-Wissenschaft in Frankreich" und eine interessante Darlegung über: „Die protestantische Ethik der Gegenwart" von Heinz-Horst Schrey. Leonhard M. Weber schreibt über „Moderne Erotik und christliches Leben" und „Gedanken zum theologischen Verständnis der Krankheit". Es folgen weiter P. Bernhard Häring mit einem guten Artikel: „Die Stellung des Gesetzes in der Moraltheologie" und Wolfgang J. Weilgart mit seinen Ausführungen

über: „Friedenspsychologie und Christentum". Der Artikel „Die moralische Krise im Lichte der Psychotherapie" von Eva Firkel schließt die Serie der Beiträge. Wie aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersichtlich ist, bietet diese Neuerscheinung eine willkommene Orientierung über die in letzter Zeit immer lauter gestellte Frage um die Neugestaltung unseres Moralunterrichtes, und es muß dem Herausgeber und dem Verlag gedankt werden, diese aktuelle Artikelserie veröffentlicht zu haben.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

The Sacraments on the Missions. A Pastoral Theological Supplement for the Missionary John de Reeper. (XXIV u. 540.) Dublin 1957, Browne and Nolan Limited.

Pater John de Reeper, Generalassistent der Missionsgesellschaft von Mill Hill, ist vielen Missionaren bereits durch sein früheres Werk „A Missionary Companion" bekannt. Wie dieses, so hat auch „The Sacraments on the Missions" einen sehr praktischen Zweck und füllt in der pastoraltheologischen Literatur für Missionare aus dem englischen Sprachgebiet eine von vielen empfundene Lücke.

Das Buch will keinesfalls die erprobten größeren Werke ersetzen, sondern nur das ergänzen, was speziell für den praktischen Missionar bei der Verwaltung der Sakramente wichtig ist. P. J. de Reeper stützt sich darum bei seinen Darlegungen immer wieder auf die auctores probati, wie Cappello, Regatillo, Noldin, Payen u. a. Besonders wertvoll wird Reepers Arbeit dadurch, daß er sorgfältig alle Dekrete der römischen Kongregationen und alle päpstlichen Erlässe, die bei verschiedensten Gelegenheiten verlautbart wurden, zur Lösung von strittigen Punkten anführt und damit dem Missionar sehr wertvolle Hilfen für ähnliche Situationen bietet, die in katholischen Ländern kaum vorkommen und darum in den üblichen Werken der Pastoral- und Moraltheologie kaum erwähnt werden. Darum geht er auch besonders ausführlich auf die Punkte ein, die in der Mission im Vordergrund stehen: Katechumenat und Taufvorbereitung, das Privilegium Paulinum und das Privilegium Fidei.

P. de Reeper versteht es, in einer sehr sauberen, klaren Sprache mit knappen Worten die Dinge darzulegen und durch präzise Einteilungen die ziemlich umfangreiche Materie übersichtlich darzustellen. Ein Anhang mit Vordrucken für öfter notwendige Anfragen und ein ausführliches Register vervollständigen das Werk.

St. Gabriel/Mödling bei Wien Klaus Klostermaier S. V. D.

Aszetik

Der Mann der Schmerzen. Fastenlesungen von A. M. Rathgeber. (280.) Augsburg, Verlag Winfried-Werk. Leinen DM 8.50.

Diese Lesungen stellen in ihrer ungekünstelten, meisterlichen Einfachheit dem Betrachtenden in ergreifender Weise den Mann der Schmerzen vor Augen. Das Buch andächtelt beileibe nicht, sondern betrachtet und betet höchst aktuell.

Linz. a. d. D. Rudolf Göbl

Ave Maria. Von Dr. Johann Nicolussi. (158.) Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 15.—.

Das Ave Maria und der Rosenkranz finden in dem Büchlein eine das Frömmigkeitsleben fördernde Ausdeutung. Die Schrift könnte für die Maiandacht gute Dienste leisten, auch zur Lesung.

Linz a. d. D. Heinrich Mayrhuber

Moses im Glanze des Erlösers. Von Albert Ohlmeyer. (219.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Leinen DM 12.80.

Der gelehrte Benediktinerabt der Abtei Neuburg bei Heidelberg schöpft seine Betrachtungen aus der Hl. Schrift und den Kirchenvätern. So ersteht die Persönlichkeit des Moses als Volksführer und Vorbild: ansprechend und lebensnahe. Wer als Priester, Ordensmann oder Laie diese zwanzig, mit zügigen Titeln versehenen Kapitel durchbetrachtet — und nur dazu sind sie geschrieben, nicht aber zum wissenschaftlichen Studium —, der lernt alttestamentliche Heilsgeschichte, neutestamentliche Zeitgeschichte und Gegenwart als Urbild, Erfüllung und Vorbild begreifen. Freilich wäre zu wünschen, daß nicht bloß Reifung und Berufung des Moses, sondern auch Auszug aus Ägypten und Wüstenwanderung in den Kreis der Betrachtungen hineingenommen

wären. Auch in der Allegorie geht der Verfasser, wohl in der Gefolgschaft der Väterexegese, hie und da etwas zu weit, so daß es manchmal „nicht jedem leichtfallen wird, dem christologischen Sinn nachzugehen und zuzustimmen" (S. 54). In der Psalmenzitation (z. B. S. 119) spräche eine Übersetzung nach dem Psalterium Pianum den Betrachter mehr an.

Stift St. Florian (OÖ.) Dr. Johannes Zauner

Geheimnis der Gottesfreundschaft. Betrachtungen über das innere Leben für alle Tage des Jahres. Von P. Gabriel a S. Maria Magdalena O. C. D. Erster Band: Vom ersten Sonntag im Advent bis Karsamstag. (518.) Leinen DM 17.80. — Zweiter Band: Vom Ostersonntag bis zum neunten Sonntag nach Pfingsten. (XII u. 432.) Leinen DM 16.80. Freiburg, Verlag Herder.

An Betrachtungsbüchern gibt es eine reiche Auswahl; sie unterscheiden sich durch ihre besondere Zielsetzung, durch Auswahl und Verteilung des Stoffes, durch die Betrachtungsmethode, durch Anwendungen für bestimmte Menschengruppen, wie Priester, Ordensleute, Laien. Die Eigenart des vorliegenden Buches ist gekennzeichnet durch Titel, Untertitel und eine dankenswerte Einleitung. (Durch solche Vorreden und Geleitworte würden manche Fehlurteile und schiefe Kritiken leicht vermieden werden.) Bewußt ist das Buch ausgerichtet auf die Pflege des inneren Menschen; durch ernste Übung des betrachtenden und beschaulichen Gebetes soll die Seele zum vertrauten Umgang mit Gott geführt werden, damit die heute so stark hervorgehobene apostolische Tätigkeit nicht in Äußerlichkeit und Betriebsamkeit ausarte. Es bedient sich der theresianischen Betrachtungsmethode, deren Ziel es ist, „den Seelen zu einer höchstmöglichen Gottesfreundschaft zu verhelfen". Innigste Verbindung der Seele mit Gott, die nur durch ernstes innerliches Gebet erreicht werden kann, ist das Ziel der karmelitischen Frömmigkeit. Gott soll in den Mittelpunkt des ganzen Lebens gestellt und der Weg zu einem kontemplativen Leben gezeigt werden. Nicht nur Verstand und Wille sollen erfaßt, sondern auch das Gefühl zum Mitschwingen gebracht werden.

Der Verfasser, Professor an der Theologischen Fakultät der Unbeschuhten Karmeliten in Rom, der auch jahrelang an der praktischen Ausbildung der Ordensjugend gearbeitet hat, bringt alle Vorbedingungen, ein solches Buch zu schreiben, mit: gründliche aszetische und theologische Kenntnisse, ein tiefes Eindringen in den Geist und die Geschichte des Karmeliterordens, seiner Stifter, Reformer und Heiligen. Nach seinen Anweisungen wurde das Buch von den Karmeliterinnen in Rom zusammengestellt und vom Karmel in Mayerling übersetzt.

Der gesamte Stoff des sittlich-religiösen Lebens ist auf das ganze Kirchenjahr aufgeteilt, das Gerippe bilden die Sonn- und Feiertage; um sie gruppieren sich die einzelnen Glaubens- und Sittenlehren. Alles Notwendige ist da hineingearbeitet; das Leben Jesu, Mariä und der Apostel, die gesamte Theologie, auch die mystische und aszetische, die Sakramente, das Gebet, die Eucharistie, die Gelübde, die Letzten Dinge, die Tugenden und Fehler, alles wird an irgend einer passenden Stelle behandelt. Die einzelnen Betrachtungen leiten wirklich zum Beten an, sie bestehen aus einer Vergegenwärtigung Gottes im Anfang und einer Zwiesprache am Ende in Form eines Gebetes, die Mitte wird gebildet durch zwei Lesungen, an denen sich die Liebe entzünden soll.

Die einzelnen Betrachtungen sind überreich durchsetzt mit Zitaten, wörtlich und dem Sinne nach geboten, aus der Heiligen Schrift, aus älteren und neueren Geistesmännern, vor allem aber aus den Schriften der Karmeliterheiligen. Ob nicht gerade darin eine gewiße Gefahr der Unwahrhaftigkeit oder auch der Selbstgefälligkeit liegt? Wohl nur wenige werden diese oft so liebeglühenden Gebete ehrlich nachsprechen, die Gefühle einer oft bis an die äußerste Grenze gehenden Selbstverachtung nachempfinden können.

Das Buch ist für Priester und Ordensleute, aber auch für Laien bestimmt. Von der direkt apostolischen Tätigkeit ist darin weniger die Rede, aber es wird allen Benützern heilsam sein, wieder einmal nachdrücklich auf die Quellen aller Apostolatsarbeit hingewiesen zu werden. Und wenn man heute vor allem auf die Heilige Schrift als Betrachtungsbuch hinweist, so hat das gewiß seine Berechtigung; doch besteht auch eine Gefahr, daß manche einfache Seelen über einen bestimmten Gesichtskreis

und gewisse Lieblingsgedanken nicht hinauskommen. Darum werden solche Betrachtungsbücher, die den Stoff über das ganze Jahr verteilen, auch immer noch ihre Berechtigung behalten.

Linz a. d. D. Adolf Buder S. J.

Heiligkeit — heute? Eine Analyse der religiösen Situation unserer Zeit von Pierre Blanchard. Übersetzt von H. Salinger. (280.) Freiburg 1956, Verlag Herder. Leinen DM 12.50.

Das Buch bietet wahrhaftig keine leichte Lektüre. Nicht nur die Gestalten dieser modernen Menschen, sondern auch die französisch überspitzte Art, zu denken und zu schreiben, könnte einen abschrecken, sie zu versuchen. Trotzdem wird man von der These des Verfassers gefesselt und möchte ihr nicht ungern zustimmen. Unsere Zeit, die den Zusammenbruch so vieler Werte erlebt hat, ist von einem geheimnisvollen „Heimweh nach Heiligkeit" ergriffen. Das Sinnbild des modernen Menschen ist wirklich der mit Gott und um Gott ringende Mensch. Der Verfasser stellt in verschiedenen Persönlichkeiten unserer Zeit, wie Jacques Rivière, Simone Weil, Saint-Exupéry und anderen, die verschiedenen Phasen dieses geistigen Ringens dar. Er kommt zu dem Ergebnis: „Die einzige Chance des modernen Menschen ist die Heiligkeit. Könnte er das doch begreifen." Man möchte nur wünschen, daß die Diagnose recht gestellt ist.

Linz a. d. D. Igo Mayr S. J.

Frömmigkeit und Gnade. Von August Adam. 2., neubearbeitete und verbesserte Auflage. (148.) Würzburg 1957, Augustinus-Verlag. Leinen DM 6.80.

Die christliche Frömmigkeit lebt in der Spannung zwischen der göttlichen Gnade und der menschlichen Eigentätigkeit. „War in der Vergangenheit eine besondere Hervorhebung der religiösen Eigenverantwortlichkeit notwendig, so kann heute einer veränderten Front gegenüber das Übernatürliche und Gnadenhafte jedes sittlich-religiösen Tuns gar nicht deutlich genug betont werden" (S. 17). Auf diesem Grund zeichnet der Autor in zehn volkstümlichen Vorträgen, die als Vorbereitung auf das Fest des hl. Joseph, des „gerechten", das heißt heiligen Mannes gehalten wurden, das Wesen der christlichen Heiligkeit. Diese besteht nicht in außerordentlichen Begnadigungen (Wunder u. ä.), nicht in heuchlerischer Scheingerechtigkeit, äußerer Buchstabengerechtigkeit und hochmütiger Selbstgerechtigkeit, sondern in der Liebe zu Gott, die sich in der Gleichförmigkeit des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes auswirkt. Die Grundlage für diese Liebe ist die Gotteskindschaft, deren Äußerungen im Gebet und in der Nächtenliebe liegen. Die Darstellung ist theologisch gut fundiert, anschaulich und lebendig.

St. Pölten (NÖ.) A. Stöger

Das Heilige den Heiligen. Erwägungen über das Priestertum von Anton Albert S. J. (128.) Berlin 1958, Morus-Verlag. Geb. DM 5.80, kart. DM 4.40.

Dieses Bändchen enthält dreiundzwanzig kurze, aber inhaltsreiche Betrachtungen, die trotz ernsthafter Besinnung auf die priesterliche Würde und Verantwortung immer auf einen ermutigenden und freudigen Akkord abgestimmt sind. „Mich traf das Los", „Cordis intima", „Das Blut schreit", „Das rote Meßgewand", das sind Überschriften, die auf Originalität des Schreibers schließen lassen und ebenso auf seine Begeisterung, von der man sich gerne erfassen läßt. Man folgt ihm gerne und versteht ihn auch, wenn er einmal sagt: „Nicht ein Bruder, sondern Gott und Erlöser, der hier erschlagen und gemordet wird" (S. 72). Besonders vielbeschäftigten Seelsorgepriestern sei dieses gedankenreiche und anregende Betrachtungsbüchlein empfohlen.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Leitner

Priesterliche Existenz. Von Michael Pfliegler. Vierte Auflage. (442.) Wien-Innsbruck-München 1958, Tyrolia-Verlag. Leinen S 96.—, DM u. sfr 16.—.

Wir haben der ausführlichen Besprechung dieser „Typologie aus der priesterlichen Existenz" (diese Zeitschrift, Jg. 1953, S. 135 ff.) nichts Wesentliches hinzuzufügen. Das Buch hat im In- und Auslande die verdiente Beachtung gefunden und liegt nun bereits in vierter Auflage vor. Dazu kommen Übersetzungen in fünf Weltsprachen. Wir dürfen es ruhig unter die Standardwerke über das Priestertum einreihen. Kein Priester, besonders kein jüngerer, sollte an ihm vorübergehen.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Vor dem Angesicht des Herrn. Priesterliche Besinnung. Von Abbé Gaston Courtois. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. II/Teil 3—4. (409.) Wien 1958, Seelsorger-Verlag Herder. Leinen S 92.—, DM 15.—.

Das schon weit verbreitete und von vielen Priestern geschätzte neuartige Betrachtungsbuch wurde in dieser Zeitschrift schon wiederholt gewürdigt. Über den inneren Wert und Gehalt dieser Betrachtungen ist sich die Kritik einig. Sie eignen sich vor allem für Einkehrtage, aber auch für die Besinnung des Priesters am Morgen. In dem vorliegenden repräsentativen Leinenband, der auch für Geschenkzwecke geeignet ist, sind die bisherigen Einzelbändchen 3 und 4 zusammengefaßt.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Pädagogik und Katechetik

Grundsätze katholischer Schulpolitik. Herausgegeben vom Bund katholischer Erzieher. (Band II der „Dokumentation katholischer Erziehung".) (320.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Halbleinen DM 12.—.

Das vorliegende Buch stellt eine Gemeinschaftsarbeit namhafter Vertreter des deutschen Katholizismus dar, die zu Grundfragen katholischer Schulpolitik ausführlich Stellung nehmen. Eine gewisse Uneinheitlichkeit im Aufbau des Werkes sowie eine Verschiedenheit in den Auffassungen ist hiedurch naturgemäß bedingt.

Das Buch spricht in seinen Beiträgen (sachlich gruppiert):

1. über die Grundlagen aller kirchlichen Arbeit an der Jugend überhaupt: „Christus, die Kirche und das Kind"; „Das katholische Erziehungsziel"; „Erziehung im Gewissen"; „Recht und Pflicht des Lehrers";
2. über die nach kirchlicher Auffassung geprägte Schule: „Zur Geschichte der Bekenntnisschule"; „Die katholische Schule";
3. über das Schul- und Erziehungsrecht des Staates: „Das Grundrecht der freien Schule"; „Das Recht des Kindes und der Eltern"; „Das Erziehungsrecht des Staates und seine Grenze";
4. über das „Verhältnis von Elternhaus und Schule";
5. über das „Wesen der Schulpolitik".

Auf den Seiten 274—286 wird unter dem Titel „Zusammenfassung" jedem Beitrag der Autoren noch ungefähr eine Seite zur Verfügung gestellt, worin das Wesentliche der im vorhergehenden Buchtext gebotenen umfangreicheren Beiträge auf wenige Zeilen konzentriert wird. Wie die soeben skizzierte Übersicht erkennen läßt, werden in den „Grundsätzen katholischer Schulpolitik" tatsächlich grundlegende Themen zur Sprache gebracht. Was auffällt, ist das Ringen um die Stellung des Gewissens in Erziehung, Recht und Politik. Wie es scheint, wird der Primat des subjektiven Gewissens zu stark betont, der — logisch zu Ende gedacht — praktisch zu einer Verneinung auch der kirchlichen Erziehungs- und Schulorganisation führen muß. Denn in der katholischen Kirche gilt, wie es Josef Grub in seinem Beitrag „Elternhaus und Schule" (S. 286) formuliert: „Die katholischen Erziehungsberechtigten sind nach eindringlichen Bekundungen des kirchlichen Lehramts und des kanonischen Rechts im Gewissen verpflichtet, ihre Kinder Schulen anzuvertrauen, in denen nach den Grundsätzen der katholischen Religion unterrichtet und erzogen wird". Wenn man einen Satz wie den von Paul Fleig (S. 289): „Die Freiheit des Gewissens ist die höchste, die unabdingbare Freiheit; ihre Verweigerung. ihre Beeinträchtigung raubt dem Menschen seine Menschlichkeit" nach den möglichen Konsequenzen insbesondere für das praktische Leben, das notwendigerweise auf gewissen einheitlichen Auffassungen basieren muß, durchzudenken versucht, kann man ihn, so wie er hier formuliert ist, schwerlich akzeptieren. Hat auch ein völlig perverses, asoziales Gewissen ein Recht auf Beachtung und muß es gleichgewertet werden dem lauteren, richtigen Gewissen? Es ist doch ein anderes, rein subjektiv hinsichtlich persönlicher Schuld- oder Verdienstzurechnung auch den mit sicherem irrigem Gewissen Handelnden zu entlasten, und wieder ein anderes, zu behaupten, jeder hätte ein Recht, daß nach seinem grundsätzlich irrtumsfähigen und oft auch irrenden Gewissen sich das Verhalten der Umwelt zu richten habe.

Nicht die Freiheit, auch zu irren, scheint die höchste Freiheit (eine solche ist vielmehr ein bedauerliches Versagenkönnen), sondern die Möglichkeit, das objektiv Richtige zu tun. Sonst müßte man jede Gewissensverpflichtung, von der die Kirche eindeutig spricht (vgl. etwa CIC, Can. 1323, 1324, 1325, 1335, 1372), als eine „Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit ansehen, die dem Menschen seine Menschlichkeit raubt". Da das Gewissen erfahrungsgemäß nicht immer richtig und überdies keineswegs bei allen Menschen gleichgerichtet ist, kann es schon aus logischen Gründen nicht als solches schlechthin Maßstab für die objektive Lebensordnung sein. Wenn schließlich, um von anderem zu schweigen, das Recht auf das freie Gewissen so sehr zugunsten des Kindes betont wird, kann man da nicht zumindest die Frage aufwerfen, ob nicht das Gewissen des Lehrers ebenso unantastbar ist und ob nicht dem Gewissen einer reifen und bewährten Lehrerpersönlichkeit mehr Gewicht zuzusprechen ist als dem Gewissen eines noch unentwickelten Kindes? Es scheint, daß die Frage der Gewissensfreiheit überhaupt noch zuwenig durchleuchtet wurde, um so weittragenden Folgerungen, wie sie das Buch zieht, ohne Vorbehalt zustimmen zu können.

Das letzte Kapitel des Buches „Was nun?" — „Vom Wesen der Schulpolitik" erweckt den Eindruck, daß es von Vorteil gewesen wäre, den Begriff Schulpolitik zu definieren, um Sätze besser zu verstehen wie den folgenden: „ . . . daß Erziehung ihren Kern im Gewissen hat und aus der Politik herausgenommen sein muß, daß der Begriff Schulpolitik zwei wesensfremde Elemente enthält, deren Trennung wesensnotwendig ist" (S. 305). Oder: „Schulpolitik ist uns auf keinen Fall Selbstzweck, nur das von außen aufgezwungene Mittel, den Boden der Freiheit für die Erziehung im Gewissen zu schaffen. Die Schulpolitik hat als Ziel, die Schule aus der Politik herauszuholen und herauszuhalten. Ihr Sinn ist es, sich selbst zu beseitigen und aufzuheben" (S. 306).

Es ist dem Rezensenten nicht möglich, hierin dem Autor zu folgen. Er sieht in der Politik — wesensmäßig betrachtet — nicht den Mißbrauch irgendeiner sozialen Machtstellung, wie er leider in jeder Institution zu finden ist, sondern das vom positiven Recht nicht vorbestimmte zweckgerichtete Handeln des Staates zur Verwirklichung des ihm anvertrauten Allgemeinwohls. Daß solches politisches Handeln im Widerspruch zu einer sittlichen Ordnung stehen müsse, ist durchaus nicht einzusehen. Im Gegenteil ist es doch wohl gut und notwendig, daß sich die Politik eben als Schulpolitik der berechtigten und dauernden Anliegen der Kinder, Eltern Lehrer, der gesellschaftlichen Verbände, der Kirchen und des Staates sowie der Völkergemeinschaft tatkräftig annehme. Daß der Begriff Schulpolitik zwei wesensfremde Elemente enthalte (wie kann etwas gegen sein Wesen existieren? Schulpolitik ist aber nun doch eine Tatsache!) und darum die Aufgabe habe, sich selbst zu beseitigen, scheint in dieser Allgemeinheit nicht zuzutreffen. Werden die zitierten Ausführungen nicht auf eine mißbräuchliche Politik, sie mag ausgehen von wem immer, bezogen, müßten sie als eine zumindest äußerste Reserviertheit gegenüber der Staatsgewalt bzw. ihren Trägern und Gestaltern gedeutet werden. Es ist aber glaubhaft, daß es auch eine sehr zu bejahende und zu fördernde Schulpolitik gibt.

Der Tenor des ganzen Buches, das freilich nicht immer sehr leicht lesbar geschrieben ist, zeugt jedenfalls von dem Ernst, mit dem die Autoren versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen und auch schwierigen Problemen, wie dem der Gewissensfreiheit und ihrer Bedeutung für Schule und Erziehung, nicht aus dem Wege zu gehen. Wer sich von Berufs wegen mit Schulfragen und christlicher Erziehung zu befassen hat, kann aus dem Buch viele Anregungen schöpfen. Und auf das eigene Durchdenken der schwierigen Fragen kommt es ja vor allem an.

Linz a. d. D. Dr. Wilhelm Sacher

Laien im Dienste der Verkündigung. Laienmitwirkung an der Lehraufgabe der Kirche. Von Hans Heimerl (164.) Wien 1958, Verlag Herder. Kart. S 44.—.

Der Verfasser unternimmt es, in diesem Buch die kirchenrechtliche Stellung der Laien als Mitwirkende bei der Erfüllung der der ecclesia docens obliegenden Aufgaben des kirchlichen Lehramtes aufzuzeigen. Nach einem „Allgemeinen Teil" über das kirchliche Lehramt (S. 1—33) spricht der Autor im „Speziellen Teil" (S. 34—156) zuerst von der Laienmitwirkung in der religiösen Unterweisung der Kinder durch die Eltern, die Stellvertreter der Eltern (Vormund, Erzieher und Lehrer) u. a.

Man muß dem Verfasser Dank wissen für seine Bemühung, das heute gewiß aktuelle Thema des Einsatzes von Nichtklerikern im kirchlichen Lehrdienst zusammenfassend und grundlegend zu behandeln.

Nicht ganz durchsichtig ist allerdings, warum unter dem Titel der kirchlichen Glaubensverkündigung (worunter doch die Vermittlung der Wahrheiten des katholischen Glaubens- und Lehrgebäudes zu verstehen ist) auch die Frage der christlichen Erziehung, die eine selbständige Funktion darstellt, behandelt wird. Gewiß lassen sich Erziehung und Lehre vor allem in der Praxis nicht vollständig trennen, systematisch-wissenschaftlich müssen sie aber unterschieden werden. Bei den Eltern z. B. wird man wohl die christlich-pädagogische von der theologisch-kerygmatischen Tätigkeit abheben müssen. Und ein Dienstherr oder Pate ist zumindest als solcher kein Vermittler von Glaubenswahrheiten oder sonst ein Träger kirchenamtlicher Lehrtätigkeit.

Es wird ferner zu unterscheiden sein zwischen der bewußten Vermittlung kirchlicher Lehrinhalte im Sinne eigentlicher Lehrtätigkeit und der Weckung bzw. Förderung religiöser Überzeugung oder Gesinnung bei anderen durch Bekundung der eigenen Glaubenseinstellung, auch wenn diese sich im Rundfunk oder Film kundtut. Eine schärfere Fixierung des Themas sowie eine gründlichere Klarstellung der Begriffe Verkündigung, Laie, Lehraufgabe der Kirche wäre wünschenswert gewesen. Interessant und aufschlußreich ist die Darstellung über die Missio canonica. Wie auch sonst sind die Ausführungen mit Angaben über Quellen und Literatur in Form von Anmerkungen versehen.

Bei einer Neuauflage würde es sich vielleicht empfehlen, einige Formulierungen zu überprüfen, z. B. „Die Offenbarung gelangt zu den Menschen also nicht unmittelbar durch die von Gott selbst ausgestellte Urkunde der Hl. Schrift" (S. 11). — Oder: „Dieses (das autoritative Lehramt) verkündet das Wort Gottes unfehlbar, zu jeder Zeit, lebendig, katholisch-allgemein, öffentlich im Namen Gottes Unterwerfung fordernd" (S. 11). Zumindest müßte deutlicher auf den Unterschied von ordentlichem und außerordentlichem Lehramt, den Träger der Lehrgewalt für die Gesamtkirche und für einzelne Kirchenteilgebiete (z. B. Diözesen) hingewiesen werden. — Oder: „Zusammen mit dem Apostolat des guten Beispiels ist da das rechte Wort zur rechten Zeit eine äußerst wirksame Art der Verkündigung der Wahrheit Christi" (S. 142). Hier von einer Mitwirkung der Laien am Lehramt der Kirche zu sprechen, erscheint etwas weit hergeholt.

Diese Bemerkungen können und sollen jedoch die anerkennenswerte Tatsache nicht verdunkeln, daß das Buch, wie bereits eingangs erwähnt, zusammenfassend über die Möglichkeiten spricht, die heute für die Laien gegeben sind, an der Lehraufgabe der Kirche mitzuwirken. Dies ist um so mehr zu begrüßen, als sich in deutscher Sprache über dieses Thema wenig kirchenrechtliche Literatur vorfindet.

Linz a. d. D. Dr. Wilhelm Sacher

Handbuch zum katholischen Katechismus. Herausgegeben von Franz Schreibmayr und Klemens Tilmann unter Mitwirkung von Hubert Fischer und Jan Wiggers, mit Beiträgen von Albert Burkart zu den Bildern. Band III: Vom Leben nach den Geboten Gottes. Von den letzten Dingen. Erster Halbband: Lehrstücke 91 bis 113. (VIII u. 308.) Freiburg 1958, Verlag Herder. Halbleinen DM 12.50; für Mitglieder des Katechetenvereins DM 10.80.

Es mag selbst für den erfahrenen Katecheten schwer sein, den neuen deutschen Katechismus zur Richtschnur seiner Katechesen zu machen. In den letzten Jahren ist aber eine Reihe Schriften zur katechetischen Unterweisung erschienen, welche die Arbeit des Katecheten leichter machen sollen. Unter diesen Werken nimmt das Handbuch für den katholischen Katechismus einen führenden Platz ein. Band I ist schon früher erschienen. Mit Rücksicht auf den deutschen Lehrplan haben sich die Herausgeber entschlossen, zuerst Band III folgen zu lassen und im Anschluß daran Band II.

Auch Band III erfüllt alle Erwartungen, die man in ihn gesetzt hat, er bringt eine ganz große Fülle von Anregungen und Beispielen für das Leben unter den Gesichts-

punkten: Zum Lehrgut — Blick auf das Kind — Zur Betrachtung und Selbstbesinnung — Zum Bild — Aufteilung des Lehrgutes — Ziel — Katechese — Kurzkatechese. Man wird selbstverständlich dem Zweck des Buches nicht gerecht, wenn man es nur flüchtig durchliest, sich ein paar Geschichten und Anregungen merkt oder es gar nur zum Vorlesen benützt. Das Handbuch verlangt vom Katecheten intensive schöpferische Arbeit. Man benütze es für einige Zeit als Betrachtungsbuch, wähle für die eigene Schule aus, unterstreiche, klammere ein und ergänze durch eigene Erfahrungen. Das Handbuch ist für jede Schultype geeignet: für die einklassige Schule ebenso wie für die Unterstufe der Mittelschulen.

Die Gesamtschau des Katechismus ist in diesem Bande meisterhaft herausgearbeitet. Der Geist der Kindschaft Gottes öffnet dem Christen Blick und Herz für die Herrlichkeit des Reiches Gottes und für die Ordnung in dieser Welt. Der Mensch darf mitwirken an der großen Idee Gottes: an der Beseligung der Vernunftgeschöpfe. Die Sittenlehre ist nicht an starre Gesetze gebunden. Der Gedanke: Was will Gott in diesem Augenblicke von mir? wird den Menschen seine Pflichten viel eher und leichter erfüllen lassen, als das bloße Gebot oder Verbot. Gott liebt die Menschen, und darum sorgt er auch für sie und zeigt ihnen die sittliche Ordnung. Diese Liebe verlangt Gegenliebe, und wer liebt, hält die Gebote und bringt die Opfer, die nun einmal das Gebot verlangt, gerne und freudig. Die christliche Sittenlehre ist keine bloße Ethik, sondern die praktische Anleitung für das Leben des Christen in der Welt. Glauben und beten und aus diesem Glauben leben soll das Ziel der Katechese sein. Die Bewährung aus der Gottesliebe ist viel wichtiger als moralische Belehrung. Nicht unerwähnt sollen bleiben die kurzen, aber sehr wertvollen methodischen und pädagogischen Bemerkungen am Schlusse der Katechesen.

Wenn auch der österreichische Katechismus mit dem deutschen in der Einteilung nicht übereinstimmt, so werden wir doch dieses Meisterwerk katechetischer Einführung gut verwenden können.

Linz a. d. D. Rel.-Prof. Franz Steiner

Nehmet hin und esset. Ein Religionsbuch für den Erstkommunionunterricht von Heinrich Schäffler und Liselotte Bencker. Mit Bildern von Franz Friedrich. (106.) Regensburg 1958, Verlag Friedrich Pustet. Halbleinwand DM 4.50.

Die Verfasser wollen diesen Erstkommunionunterricht verwendet wissen in der Hand der Kinder selbst, aber auch als Hilfsmittel in der Hand der Eltern. Für diesen zweiten Zweck sind im Anhang auch Bibelstücke, Gebete und Lieder beigegeben.

Die Darbietung ist gut; ihr schließen sich Merksätze und Vorsätze an. Es wird betont, daß man sich in Schriftzitaten, Formulierungen, Bezeichnungen der Teile der heiligen Messe an die Terminologie des neuen Deutschen Katechismus angeschlossen hat (S. 96, 101). Die Zeichnungen ließ ich von einem akad. Maler beurteilen, der sie als gut bezeichnet hat; sie sind zum Anmalen bestimmt.

Für die oben angegebenen Zwecke wird das Buch eine willkommene Gabe sein. Wenn der Erstkommunionunterricht vorverlegt wird, bietet sich zuviel Stoff. Auch wird in Diözesen, wo der Deutsche Katechismus nicht eingeführt ist, die Formulierung der Merksätze ein Hindernis des Gebrauches sein, weil sich die Kinder dann in verschiedenen Formulierungen den Inhalt merken sollen.

Stift St. Florian Dr. Josef Hollnsteiner

In jenen Tagen. Die Geschichte von dem Jungen, der die zwei Fische und fünf Brote brachte. Von Fritz Mühlenweg. Mit Bildern von Elisabeth Mühlenweg. (52.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Pappbd. DM 4.80.

Fritz Mühlenweg schildert das Leben des kleinen Achim, der hie und da schon auf dem Felde oder beim Fischen helfen muß, der mit seinem jüngeren Bruder Michael spielt oder sich zankt, wie alle Buben es tun. Dieser kindliche Alltag wird sehr ruhig und etwas breit dargestellt. Aber zum Schlusse steigert sich die Dramatik der Erzählung zum tiefen Erleben der Begegnung mit Jesus beim Wunder der Brotvermehrung, in dessen Mittelpunkt Achim plötzlich gestellt ist. Besonders ergreifend ist der Bund, den Jesus mit Achim und Michael schließt, der Bund im Zeichen des Brotes: „Er soll es essen und dabei meiner gedenken. Dann gilt der Bund... Von heute an gehören wir zusammen."

Dieses Erlebnis kann Kinder und Jugendliche, die noch in Ruhe lesen und sich dem Geschehen öffnen können, bis ins Herz hinein packen. Für solche Leser möchte ich das Buch sehr empfehlen.

Garsten (OÖ.) Joh. Silberhuber

Biographien

Leben und Wirken des seligen Hartmann, Bischofs von Brixen (1140—1164.) Von Dr. Anselm Sparber C. R. A. (141.) Mit 8 Abbildungen. Institutum historicum des Augustiner-Chorherrenordens, Stift Klosterneuburg, NÖ. Leinen S 60.—.

Propst Gebhard Koberger, Generalabt der österreichischen Kongregation der Augustiner-Chorherren, hat nicht bloß die Chorherrenzeitschrift „In unum Congregati, Mitteilungen der österreichischen Chorherrenkongregation", die heuer im fünften Jahre erscheint, ins Leben gerufen, sondern auch das „Institutum historicum Ordinis Canonicorum regularium S. Augustini" gegründet, in dessen wissenschaftlichen Veröffentlichungen als 1. Band Sparbers Leben und Wirken des seligen Hartmann erschien. Dr. Anselm Sparber, Chorherr von Neustift und Theologieprofessor in Brixen, hat sich sein Leben lang mit dieser Materie beschäftigt und 1910 eine volkstümliche Lebensbeschreibung des seligen Hartmann und 1940 den lateinischen Text der Vita beati Hartmanni herausgegeben.

Hartmann war ein Glied jener großen Reformbewegung, die im 11. und 12. Jahrhundert die Klöster Österreichs erfaßte und mit neuem Geist und Leben erfüllte. Er war Chorherr von St. Nikola bei Passau, wurde 1122 als Domdechant zur Reform des Salzburger Domkapitels berufen und 1131 als Propst nach Herrenchiemsee beordert. 1133 übernahm er die Einführung der Augustinusregel bei den Chorherren in Klosterneuburg und kam schließlich als Bischof nach Brixen (1140—1164), in dessen Nähe er 1141 das Kloster Neustift gründete. Sein ungemein eifriges Wirken als Organisator des klösterlichen Lebens und als Oberhirte schildert Sparber in diesem Buche in schlichten, einfachen und klaren Worten, während er in den Anmerkungen reichlich Belege und den wissenschaftlichen Apparat bietet, so daß dieses Buch jeder Leser mit Nutzen in die Hand nehmen kann und auch der Wissenschaftler und kritische Forscher auf seine Rechnung kommt. Ausführlich, aber ohne Übertreibung berichtet der Verfasser über die Wunder des Seligen, über seine entschiedene Haltung im Schisma, die er auch dem Kaiser Friedrich I. gegenüber nicht verhehlte, und über die Anerkennung der Verehrung des Seligen durch die Päpste. Es wäre zu ergänzen, daß Pius XII. das Fest auch für die Lateranenser-Kongregation genehmigt hat. In der reichen Literaturangabe vermisse ich Mois Jakob, Das Stift Rottenbuch in der Kirchenreform des 11. und 12. Jahrhunderts, der auch wiederholt auf Hartmann zu sprechen kommt. Acht wertvolle Abbildungen beleben den Text.

Stift St. Florian Dr. Franz Linninger

Das Netz des Petrus. Von Peter Schindler. Aus dem Dänischen von Dr. Victor Waschnitius. (364.) Regensburg 1957, Verlag Friedrich Pustet. Kart. DM 12.—, Leinen DM 14.—.

Hier hat ein dänischer Priester ein überraschend fesselndes Buch über die ersten 22 Jahre seines Lebens geschrieben. Priester und begabter Dichter zugleich, lebt er seit Jahren im Collegio Teutonico beim Campo Santo in Rom, und er hat uns hier etwas Einmaliges geschenkt: die Schilderung seines Weges vom Protestantismus in das „Netz des Petrus", zur katholischen Kirche und zum Priestertum. Mit verblüffender Offenheit und oftmals herzerquickendem Humor zeichnet er die Mentalität des Protestanten, das Menschliche und das Göttliche an der katholischen Kirche, wie er es in ihrem Zentrum Rom kennenlernte. Es wird damit niemand beleidigt, aber man lernt, so manches mit klareren Augen zu sehen. Gerade unsere realistische Zeit will Objektivität und rücksichtslose Wahrheitsliebe auch und gerade auf dem Gebiete der Religion. Uns Süddeutschen, besonders uns Priestern, kann es durchaus nicht schaden, wenn wir aus diesem Buche auch viel Gutes an jenem Teil der Christenheit kennenlernen, den wir oft so leicht mit dem einen Wort „Irrlehre, Häresie" abtun wollen. Peter Schindler hat ursprünglich protestantische und dann erst katholische Theologie

studiert und ist nach reiflicher Überlegung jenen Weg gegangen, den er schließlich als den richtigen erkannt hat.

„Jetzt stehe ich mit einem Tigersprung auf dem andern Ufer, und von hier soll mich niemand und nichts, auch kein defektes Manuskript mehr fortreißen", bekennt er gegen Ende seines Werkes (S. 328) einer protestantischen Miss, mit der er über ein theologisches Problem gesprochen hatte. Ich glaube, keiner meiner Mitbrüder würde es bereuen, für sich selber und seine Freunde dieses fesselnde Werk zu kaufen. Schenken sollen wir es allerdings nur solchen, die bereits einen etwas weiteren Bildungshorizont erreicht haben. Diese aber würden uns gewiß ehrlich dankbar sein.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Der Bischof mit seinen 150 Bräuten. Fünfzig Jahre als Missionar im Australischen Busch. Von F. X. Gsell. Die deutsche Übersetzung besorgte Lorenz Häfliger. (192.) 8 Bildtafeln. München, Rex-Verlag. Leinen sfr 9.50.

Der französische Herz-Jesu-Missionär und spätere Bischof von Darwin (Australien) Fr. X. Gsell schildert in diesem Buche seine Tätigkeit als Missionär in Australien. Gsell geht von den geographischen und ethnologischen Voraussetzungen seines Missionsgebietes aus. Dieses ist hauptsächlich Bathurst auf der Australien im Norden vorgelagerten Insel Island. Die Schwierigkeiten sind ungeheuer, die Gsell bei der Missionierung der Australneger gegenüberstehen. Da ist es das Nomadenleben, die Initiation der männlichen Jugend, wodurch der Jüngling rechtlich und innerlich dem Stamm verpflichtet wird, vor allem aber die Vielweiberei. Dem jungen Manne werden vom Stamme einige Frauen zugewiesen, aber nicht als Gattinnen. Deren sämtliche Töchter gehören dem Manne von Kindheit an als spätere Gattinnen. Zehn Jahre ist Gsell nur Kulturpionier. Vorerst gelingt es ihm, Buben an sich zu ziehen und der Initiation zu entreißen. Mädchen kann er nur dadurch gewinnen, daß er sie ihren Gatten als „seine Bräute" abkauft. So bringt er im Laufe der Jahre 150 solche „Bräute" zusammen. Buben und Mädchen werden getauft, christlich erzogen und werden dann später christliche Eheleute. Sie werden der Grundstock der blühenden Christengemeinde Bathurst. Gsell hatte unter unendlichen Opfern das bewerkstelligt.

Schwanenstadt (OÖ.) Dr. Franz Neuner

Dr. C. Sonnenschein in Berlin. Aus dem Wirken des Weltstadtapostels. Von Maria Grote. (158.) Mit 5 Bildtafeln. Berlin 1957, Morus-Verlag. Geb. DM 6.80, kart. DM 4.80.

Am 20. Februar 1929 brach Dr. C. Sonnenscheins reiches Leben unvollendet ab. Im Trauerzug der 12.000 Berliner schritten Minister, Priester, Bettler, Kommunisten. Dr. Sonnenschein ist uns inzwischen ein Begriff geworden. Maria Grote, eine seiner langjährigen Mitarbeiterinnen, stellt uns noch einmal sein unvergeßliches Bild aus nächster Nähe vor die Seele. Sie schrieb nicht eine brave Biographie, angefangen etwa vom Urgroßvater, ihr Buch ist packende Reportage, zeigt erschreckend grelle Blitzlichter aus dem Schaffen und Raffen und Beten dieses „Managers Gottes". E. Dovifat schrieb das scharf profilierte Vorwort. Wen P. Lombardis Ruf „Tut etwas!" nicht erreicht, wer die täglichen SOS-Rufe gedankenlos überhört, weil er selber im warmen Neste sitzt, dem drücke man dieses Buch in die Hand. Das Beispiel kaum faßbarer Hingabe an eine bedingungslose Nächstenliebe wird ihm zur beständigen Beunruhigung seines Gewissens.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Ein edler Priestererzieher — Dr. Otto Lutz. Zum Gedächtnis für seine Freunde und Schüler. Von Friedrich Häußler S. J. (68.) Speyer, Pilger-Verlag. Brosch. DM 3.—.

Das Lebensbild des langjährigen Priestererziehers am Seminar zu Speyer wird in erster Linie denen Freude bereiten, die seine Schüler und Alumnen waren. Doch das kurze Lebensbild verdient über diesen engeren Kreis hinaus Beachtung, zeigt es doch — gerade in seiner schlichten Einfachheit —, worauf es ankommt im Priesterleben: die Größe, die in der Treue im Kleinen liegt! Denn das scheint hier das Zentrale zu sein: Ein hoch begabter, aber durch schwächliche Gesundheit in enge Grenzen gebannter Priester holt in stetiger Pflichterfüllung Tag für Tag aus seinem Leben das „kleine" Opfer, um es hineinzugeben in das „große" Opfer seines Herrn.

Linz a. d. D. Dr. E. Schwarzbauer

Viele reden — Einer ruft. Ein Selbstbekenntnis. Von Friedrich Könekamp. (175.) Trier. 15. Bd. der Kreuzring-Bücherei im Johann-Josef-Zimmer Verlag. Taschenbuchausgabe DM 1.90.

Ein moderner Augustinus schildert seinen Lebensweg, seinen Hader mit Gott, die innere Unruhe, die ständige Flucht vor sich selbst, wie alles Streben, Sinnen und Handeln immer wieder in Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit endete. Die Stichworte: Kind aus einer Mischehe, Diaspora, Pubertät, Sportfex, Bekanntschaften, Kriegserlebnisse und Kameradschaft, Glaubenslos, Hochschulstudium, Selbstmordversuch, Nachkriegs-Revolutionär, Gründer der freien Volkshochschule, Linksredner in Studentenparlament und Wahlkampf, Enttäuschungen mit den verschiedensten liberalen Schulsystemen, Auslandsaufenthalte, in den Fängen von Schöngeisterei, Politik und Menschenvergötzung — zeigen den Weg dieses ruhelosen Geistes, bis er in einer Beichte Ruhe und innere Festigkeit findet. Eine ebenso interessante wie nützliche Lektüre.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Mein dreiunddreißigstes Jahr. Von Gerhard Fittkau. (340.) München 1957, Kösel-Verlag. Leinen DM 13.50.

Die schauerlichen Erlebnisse eines ermländischen Pfarrers, der neun Monate Zwangsverschickung in russische Gefängnisse und Lager, darunter Petschora, überstanden hat! So ziemlich alles hat er erfahren: den Gesinnungslumpen, der unter jedem Regime den Pfaffen die Schuld am Mißerfolg gibt, die bei längerer Gemeinschaftshaft zutage tretende Brutalität gegenüber den Anständigen, Schwächeren, das peinliche Erlebnis in Frankfurt (Oder) mit dem polnischen Franziskaner, den nach der Mehlspeise jammernden Wiener, den Hohn der Lagerleitung, welche den Häftlingen gratuliert, daß sie am Aufbau mitwirken dürfen, die Möglichkeit, selbst unter den feindseligsten Verhältnissen priesterliche Tätigkeit entfalten zu können, den Unterschied zwischen den christlichen Bekenntnissen einzuengen, wie Pastor Ebel zu seinen Mitgefangenen bemerkt: „Erst mußten die Russen kommen, damit wir wieder miteinander zu unserem gemeinsamen Herrn beten" (119). Dazwischen die wenigen Lichtblicke in den Beweisen wahrhaft christlicher Liebe, aber auch edler Menschenfreundlichkeit anscheinend überzeugt kommunistischer Atheisten. Wenn die Schilderung dieses Totentanzes, den 80 Prozent der Beteiligten nicht überstanden haben, dazu beiträgt, die Menschheit vom Wahnsinn des Krieges zu überzeugen, dann wurde dieses Buch nicht umsonst geschrieben. Aber leider...

Wien Dr. Adolf Kreuz

Ich springe über die Mauer. Zurück in die Welt nach achtundzwanzig Jahren Klosterleben. Von Monica Baldwin. Von der Verfasserin autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Margret Schuster und Hildegard Hachenburg. 3. Auflage. (320.) Heidelberg 1958, F.-H.-Kerle-Verlag. Leinen DM 14.80.

Der Buchtitel ist Psalm 17, 30 entnommen: Per deum meum transilio murum (neue Übersetzung). Ein siebzehnjähriges Mädchen 1914 in einem strengen Klausurkloster verschwinden und 1941 mitten im Kriege wieder in diese Welt zurückkehren zu lassen, ergäbe ein dankbares Sujet für einen großartigen Roman. Die hohe Begabung des Dichters könnte sich allein schon in der Schilderung der Scheu und Unbeholfenheit im praktischen Leben, der „vollkommenen Atrophie ganzer Stücke ihres Wesens" (129), der Begründung für den Austritt aus dem Kloster, erst recht in der Auseinandersetzung mit den Formen des monastischen Lebens austoben. Doch Baldwins Buch ist nicht Roman, sondern Geschichte, die Autobiographie der Nichte des ehemaligen englischen Premierministers. Da genügen formalistisch-psychologische Kriterien nicht mehr. Das Buch ist spannend und wahr bis zur letzten Seite, jedoch nicht erbauend. Klösterliche Gebräuche und Einrichtungen schildert es in rein deskriptiver Form; gelegentlich eingestreute Erklärungen und Begründungen stehen in indirekter Rede und wirken kalt, unpersönlich und nicht selten ein wenig burschikos. Wer es nicht glaubt, lese die Ausführungen über die Ordensregel (S. 84 f.), das Partikularexamen (279 f.) u. a. Die Übersetzung ist ein Glanzstück; wenn aber eine Reihe fremdsprachlicher Zitate — meist gerade die Pointe des Ganzen — unübersetzt bleibt, ist dies zu bedauern.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

In sehr großer Freude... Dr. Ilse Hofer, ein rastloser Laienapostel. Von Elsa Engländer. (56.) Linz a. d. Donau 1958, Verlag Veritas. Brosch. S 4.—.

Das Lebensbild einer Berlinerin, die in den Kriegs- und Nachkriegsjahren in Berlin und Graz, wo sie 1948 erst dreißigjährig starb, rastlos und vorbildlich als Laienapostel tätig war. Sie war auch die erste deutsche Frau, die das theologische Absolutorium besaß.

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Verschiedenes

Wie die Kirche regiert wird. Papst, Kardinäle, Vatikan. Von Heinrich Scharp. (Herder-Bücherei, Bd. 40.) Freiburg 1958, Verlag Herder. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

In Zeiten großer Ereignisse, z. B. beim Tod eines Papstes und der Wahl eines Nachfolgers, und auch sonst beschäftigt viele Menschen in aller Welt die Frage: Wie wird die Kirche regiert? Darauf gibt das vorliegende Bändchen eine klare Auskunft. Die Kapitel: Der Papst und die Kardinäle, das Konsistorium, das Konklave, die Kongregationen, die Gerichtshöfe und die Ämter behandeln mehr die kirchenrechtliche Seite. Auch dem Außenstehenden wird klar, welche Bedeutung die einzelnen Ämter für die Verwaltung der Kirche haben, welche Entwicklung sie genommen haben und wie mit ihrer Hilfe der Papst trotz der weitverzweigten Regierungsgeschäfte die Leitung der großen Weltkirche fest und sicher in der Hand behalten kann. In der Folge erfährt man auch, wie das Tagewerk des Papstes im allgemeinen aussieht, was das Zeremoniell am päpstlichen Hof für die verschiedenen Anlässe vorschreibt und auch wie der souveräne Vatikanstaat, ohne Steuern einzuheben, seine großen finanziellen Ausgaben bestreiten kann. Dem Verfasser kommt dabei seine ausgezeichnete Sachkenntnis zugute, die er sich an Ort und Stelle aneignen konnte. So ist der Ton des Büchleins weit entfernt von einer juristisch trockenen Darstellung, er trägt vielmehr eine persönliche Note, welche die Lektüre angenehm und anziehend macht. Die vorliegende Ausgabe ist ein Abdruck einer schon früher erschienenen Arbeit. (Daher erklärt sich wohl die Bemerkung über den Titel eines römischen Grafen, S. 96, den es seit 1951 nicht mehr gibt; auch die Bemerkung auf S. 50, daß erst mit dem Krönungstag die Regierungszeit des Papstes amtlich zu zählen beginnt, ist etwas mißverständlich.) Schon wegen der Aktualität des Themas ist diesem Bändchen eine weite Verbreitung zu wünschen; man möchte es in der Hand jedes Rompilgers und überhaupt jedes Freundes der Ewigen Stadt und der Kirche wissen, nicht zuletzt, um so manche Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten über dieses Thema in Wort und Schrift auszuschalten, die immer wieder auftauchen.

Linz a. d. D. Dr. Peter Gradauer

Kleine Jakobsleiter. Geistliche Glossen, zweite Folge. Von Alfons Kirchgässner. (316.) Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 8.80.

Eine ernste Stellungnahme zum ständigen Problem der Kirche: Wie bringt man die Heilsbotschaft Christi an die Menschen heran? Welche Fehler begeht dabei die lehrende und die hörende Kirche? Manchmal etwas überspitzt in den Forderungen, gelegentlich auch etwas gesucht, aber immer zeitgemäß und aktuell.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Offene Fenster. Geistliche Glossen, dritte Folge. Von Alfons Kirchgässner. (235.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 8.80.

Kirchgässners „Geistliche Glossen" stiegen über die „Kleine Jakobsleiter" empor zu diesen „Offenen Fenstern", durch die ein bekannter Großstadtseelsorger den heutigen Menschen in Gottes Gedanken- und Wunderwelt blicken läßt, in eine Welt, die ganz und gar über unsere Natur hinausgeht. Die Luft, die uns aus diesen „Offenen Fenstern" entgegenschlägt, ist warm, rein, frisch, sie kommt aus einer anderen Welt. Und man muß sie langsam, an- und bedächtig einatmen. Durch diese „Offenen Fenster" läßt der Verfasser auch Gottes Wort reichlich an unser Ohr dringen. (Eine Neuauflage muß aber im Anhang unbedingt die Loci der zitierten Schriftstellen bringen!) Die meist dreiseitigen Aufsätze sind straff gegliedert, präzis formuliert, inhaltlich treffen sie ins Schwarze. Ihre Zusammenfassung in drei große Gruppen — „Gottes Wahrheit", „Recht leben" und „Mit dem Kirchenjahr" — ist mehr oder weniger willkürlich, es geht kein einheitlicher roter Faden durch das Ganze, es sind eben Glossen. Aber sehr wertvolle Glossen von tiefer Leucht- und Überzeugungskraft.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Nur das Mysterium tröstet. Von Karl Pfleger. (306.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 12.80.

Die Trostlosigkeit unserer Zeit mit ihrer grauenvollen Existenzangst, ihrem Totalitarismus, ihrer Technisierung des Lebens, ihrem Massenunglauben, ihrer menschlichen Vermassung überhaupt sieht Pfleger durch die metaphysische Entleerung verursacht. Der weltimmanente, verabsolutierte, nicht mehr gottbezogene Mensch verkennt die menschliche Realität in tragischester Weise und zerstört sich damit selbst. Nur das Mysterium tröstet: „Die von Gott selber vorgesehene und eingerichtete Kontaktstelle, wo die höhere Wirklichkeit, die göttliche Urwirklichkeit, in die niedere geschöpfliche Wirklichkeit eindringt, sie durchdringt, um sie, früher oder später, in steigendem Maße in sich selbst aufzunehmen und zu verwandeln" (S. 11).

In geistvollen Kapiteln werden die Kontaktstellen und die Kraftfelder dieser höheren Wirklichkeit — Inkarnation, Erlösung, Pfingststurm, ferngelenkte Kirche — abgetastet. Leider wurden dabei m. E. die Sakramente als spezifisch christliche Kontaktstelle zwischen Gott und Menschen zuwenig gewürdigt. In zahlreichen eleganten Literaturberichten, vorwiegend aus dem französisch-englisch-amerikanischen Raum, wird moderne Dichtung existentiell interpretiert und so dem Leser ein sehr wertvoller Einblick in das trostlose und trostvolle Denken unserer Zeitgenossen geschenkt. Es lohnt sich für jeden Seelsorger, diese sehr sachliche christliche Kulturkritik und Kulturphilosophie durchzustudieren.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Kaplan Klemens. Von Karel Mauser. Roman. Übersetzung aus dem Slowenischen von B. Strauß und G. Schmid. (347.) München, Rex-Verlag. Leinen DM 12.80, sfr 13.30.

Mausers „Kaplan Klemens" ist in etwa der slowenische „Pierre" in Cesbrons „Die Heiligen gehen in die Hölle". Mit kühler Besonnenheit, unter herbem Verzicht auf die Bindung an ein irdisches „Du" geht der junge oberkrainische Bauernbursch seinen harten Weg und erklimmt mit Gottes Gnade die Stufen des Altars. Bindung für Bindung löst er, um ganz frei zu sein für Gott und den Dienst an den Seelen. Freiheit für Freiheit gibt er hin, um sich ganz an Gott zu binden. Schon als Seminarist befaßt er sich mit den elenden Verhältnissen in einem Laibacher Barackenviertel. Er organisiert Hilfe. Nach einem kurzen Zwischenspiel erfolgreicher Kaplantätigkeit auf einem Dorfe geht sein Herzenswunsch in Erfüllung: er erhält die neugegründete Seelsorgestelle bei den Ärmsten in der Bannmeile Ljubljanas. Eine Welle glühenden Hasses schlägt dem Idealisten entgegen. Aber in langem, zähestem Ringen gegen Einsamkeit, Alkohol, Prostitution, Hunger und politische Verblendung gelingt es ihm, das Eis zu brechen und das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen.

Durch ein Wort der Heiligen Schrift, als Untertitel den einzelnen Kapiteln vorangestellt, wird jeweils der metaphysich-religiöse Hintergrund des vordergründigen Geschehens diskret, aber sehr wirkungsvoll beleuchtet. Somit bleibt dieser Priesterroman nicht im rein Menschlichen stecken, sondern zeigt den gott-menschlichen Charakter priesterlicher Wirksamkeit auf. Die flotte, bilderreiche Sprache, die starke Aufgliederung und der einfache, klare Aufbau bereiten Vergnügen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Natterngezücht. Roman von François Mauriac. Übertragen von Franz Schmal. (Herder-Bücherei, Bd. 4.) (164.) Freiburg 1957, Verlag Herder. Kart. DM 1.90, sfr 2.30, S 12.90.

Bernanos' „Tagebuch eines Landpfarrers" endet mit der optimistisch-gläubigen Feststellung: „Alles ist Gnade." Auch Mauriac zeigt hier den Sieg der Gnade über einen Menschen, dessen durch Haß und Mißtrauen verhärtetes Herz und durch zerstörerischen Geiz determiniertes Denken und Handeln den Titel „Natterngezücht" vollkommen rechtfertigt, der von sich selbst bekennt: „Mein Lebensinhalt ist Bosheit." Einsam, aller Güter entblößt, geschlagen von einem schmerzlichen Todesfall, findet er langsam den Weg zu Gott, und seine mit Galle geschriebenen Lebenserinnerungen münden aus in das gnadenhafte Bekenntnis: „. . .was meinem kranken Herzen so zusetzt, als müsse es brechen, ist jene Liebe, deren anbetungswürdigen Namen ich endlich kennengel. . ." Über diesem unvollendeten Satze starb der alte Mann. Mauriacs meisterhafte Charakterzeichnung ist eine herrliche Illustration zum Stillgebet des

4. Sonntag nach Pfingsten, an dem wir beten: „Zieh unseren Willen, mag er sich auch sträuben, gnädig hin zu Dir!"

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Sören Kierkegaard, Die Tagebücher. 1834—1855. Ausgewählt und übertragen von Theodor Haecker. Vierte Auflage. (664.) München, Kösel-Verlag. Leinen DM 19.50.

Die Auswahl, die Th. Haecker aus den umfangreichen, bis ein Jahr vor seinem Tod geführten Tagebüchern Kierkegaards getroffen hat, läßt einen Einblick tun in das Gefühlsleben, die geistige Entwicklung und das Heranreifen zum einflußreichen Schriftsteller, übergeht aber manche kritische Eintragung zur landläufig gelehrten christlichen Religion, z. B. die Ewigkeit der Höllenstrafe, so daß man aus manchen freundlichen Bemerkungen über Klosterleben und Ehelosigkeit sowie vielen, besonders in den späteren Lebensjahren zunehmenden abfälligen Urteilen über Luther eine Hinneigung Kierkegaards zum Katholizismus ableiten könnte, was den Tatsachen aber nicht entspricht. Ausführlich hat Haecker die Eintragungen wiedergegeben, welche sich auf Regina Olsen beziehen, die Kierkegaard am 2. 2. 1839 anspricht: „Du meines Herzens Herrscherin", die er wirklich liebte, von der er aber Ende 1841 nach Aufhebung der Verlobung sagte: „Sie war schön, aber diese Schönheit hat mich Tränen gekostet. Wenn ihr seelenvoller, lebensfröhlicher Blick dem meinen begegnete. . ., da ging ich hinaus und weinte bitterlich." Er war nicht imstande, sich mit ihr zu vereheichen, aber als sie 1847 einen anderen heiratet, schreibt er: „Infandum, Regina, jubes renovare dolorem." An sie denkt er noch kurz vor seinem Tode und sucht nach Gründen für die Aufhebung der Verlobung.

So zeigen die Tagebücher den für den Lebenskampf ungeeigneten Mann, der sich verpflichtet fühlt, gewissen Zeiterscheinungen schriftstellerisch entgegenzutreten, der es aber dann schwer trägt, wenn er Zielscheibe des Spottes der Presse ist wegen seiner dünnen Beine, den schlecht sitzenden Hosen. Nie konnte er den „Pfahl im Fleische", die vom Vater ererbte Schwermut, überwinden. Die Abneigung gegen das Christentum der Landeskirche, vertreten durch Grundtvig und Mynster, war so groß, daß er nie imstande war, ein kirchliches Amt zu bekleiden.

Das und vieles andere wird man dieser Auswahl entnehmen, bei deren Neuausgabe leider das Register weggefallen ist. Im Vorwort läßt Haecker Kierkegaard den Menschen in diesem Äon definieren: „Der Mensch ist als Geist angelegt." S. 603 dieser Ausgabe sagt aber Kierkegaard vom Weib, es sei „die Lust zum Leben", wogegen der Mann wesentlich darauf angelegt sei, Geist zu sein.

Wien Dr. Adolf Kreuz

Vagabund der Nächstenliebe. Von Raoul Follereau Übertragen ins Deutsche von Liselotte Haerdtl. (216.) Mit Titelbild. Freiburg 1958, Verlag Herder. Leinen DM 10.80.

„Des hommes comme les autres" lautet der Titel des französischen Originals. Ob der deutsche Titel nicht einen zu persönlichen Akzent setzt, wie er diesem französischen Arzt als „Vater der Aussätzigen" nicht liegt? Follereau geht ganz im Dienste der Leprakranken auf. Er reist durch die Welt, um sie zu überzeugen, daß Lepra heilbar und die Ansteckungsgefahr bei weitem nicht so groß sei, wie wir unter dem Eindruck einer stets genährten Angst befürchten. Dieses Buch sollten wir einmal lesen, um zu spüren, mit wieviel Charme man Gott und seine Aussätzigen lieben kann. Keine Spur vom Krampf und Klügelei oder durchsichtiger Mache, sondern eine recht natürliche, manchmal sehr muntere und heitere, welterfahrene Erzählung der Erlebnisse!

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Geistliches Wörterbüchlein. Von Alfons Kirchgässner. (134.) Frankfurt am Main 1958, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Geb. DM 6.80.

Eine Inflation des gesprochenen und geschriebenen Wortes läßt heute vieles zu eitlem Geklingel und unverbindlichem, leerem Gerede werden, auch im Bereiche des Religiösen. Kirchgässners „Geistliches Wörterbüchlein" will angegriffenen Worten wieder neuen Glanz, leeren Worthülsen wieder Inhalt und Kraft geben, damit wieder ein voller Akkord auftönt, wenn wir Worte gebrauchen, wie z. B. Verkündigen, Bekennen, Opfer, Himmel, Herrlichkeit, Vorsehung, Gnade, Barmherzigkeit.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Guckloch zur Welt. Von Giovanni Papini. (213.) Frankfurt am Main 1957, Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei. Leinen DM 9.80.

Dieses Werk, das im Italienischen den Titel „La Spia del Mondo" trägt, war 1956 kaum fertig, da riß der Tod dem greisen Dichter, der uns eine „Lebensgeschichte Christi", „Die Briefe des Papstes Cölestin VI. an die Menschheit" und 50 andere Werke geschenkt hat, die Feder aus der Hand. Der von der Übersetzerin Anna v. Nostitz gewählte deutsche Titel „Guckloch zur Welt" verrät den durch Weisheit des Alters und gnadenhafte Läuterung schier weltentrückten Standort des Dichters, von welchem aus er die Welt, Menschen, Zeit, Religion und sich selbst betrachtet und darüber seine geistvoll-frommen, skeptisch-kritischen, poetisch-ironischen Miniaturen schrieb. Sie sind scharf und präzis gestellte Diagnosen unserer Zeit. Papini nennt ihre Übel, erkennt ihre Ursachen und verschreibt durchaus brauchbare Rezepte zu ihrer Heilung. Dem gereiften Leser wird dieses köstliche Buch ungetrübte Freude und mannigfachen Nutzen bringen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Von der Kunst, Chef zu sein. Von Abbé Gaston Courtois. Aus dem Französischen übertragen von Prälat Dr. Karl Rudolf. 2. Auflage. (192.) Wien, Im Verlag des Hilfswerkes für Schulsiedlungen. Kart. S 24.—.

Da es den Chef, „wie er im Buch steht", nicht gibt, bemüht sich Abbé Courtois, jene Männer, die das Leben an die Spitze eines Unternehmens geführt hat, mit diesem Büchlein die Kunst, „Chef zu sein", zu lehren. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Chefs auch die Zeit finden, die 654 guten Tips dieses Büchleins zu lesen und vor allen Dingen zu bedenken.

Linz a. d. D. Rudolf Göbl

Berckers Katholischer Taschenkalender 1959. (252.) Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker. Plastik DM 1.90, Leder DM 3.80, Leder-Goldschnitt DM 4.20.

„Es war ein Wagnis, in unserer säkularisierten Zeit einen Taschenkalender herauszugeben, der eine Synthese von Religion und Alltagsleben erstrebt und verwirklicht." So schreibt der Verlag. Der Erfolg hat dem Wagnis recht gegeben. Warum soll man auch nicht den Menschen unserer Zeit einen Kalender in die Hand geben, der sie jederzeit an den Vorrang des Religiösen vor den weltlichen Geschäften erinnert? Der Inhalt ist, dem Zweck entsprechend, bunt gemischt. An der Spitze steht der religiöse Teil, dann folgt das Kalendarium, den Schluß bilden praktische Angaben, angefangen von den Postgebühren (S. 6 wäre hier die ČSR zu zu streichen!) bis zur Ersten Hilfe bei Unfällen und zu den Verkehrszeichen. Ein empfehlenswerter Begleiter durch das Jahr!

Linz a. d. D. Dr. J. Obernhumer

Neues religiöses Kleinschrifttum

Wille, Wunder, Welt. Physikalisches Weltbild und christlicher Glaube. Von Wolfgang Büchel S. J. — **Ordnung ohne Freiheit.** Der dialektische Materialismus. Von Gustav A. Wetter S. J. Beide je 32 S. Kevelaer 1956, Verlag Butzon & Bercker. Je DM —.50.

Unter dem Titel „Entscheidung" gibt Alfonso Pereira S. J. eine Kleinschriftenreihe heraus, die führende Gelehrte zu ihren Mitarbeitern zählt und schon eine Anzahl wertvoller Beiträge aufweist.

Ist Willensfreiheit möglich? Sind Wunder möglich? Schöpfungsgedanke einst und heute? Auf diese Fragen, die heute für viele, besonders auch jugendliche Menschen, infolge der Begegnung mit naturwissenschaftlichen Theorien wieder brennend geworden sind, gibt hier der angesehene Pullacher Naturphilosoph Antwort. Es sind kurze Antworten, aber aus gründlichem Wissen und in erfreulich einfacher, klarer Sprache. Antworten, die wohl geeignet sind über die ersten Denkschwierigkeiten hinwegzuhelfen und Lust zu wecken, in der am Schlusse angegebenen Literatur sich weitere Belehrung zu holen.

Die zweite Schrift gibt einen Vortrag wieder, den der bekannte Professor am Päpstlichen orientalischen Institut zu Rom Gustav Wetter in Bonn gehalten und der uneingeschränkte Zustimmung der zahlreichen Zuhörer gefunden hat. In gedrängter

Form, ohne allzusehr zu vereinfachen und immer auf Allgemeinverständlichkeit bedacht, bringt er Darstellung und Kritik jener Weltanschauung, die trotz ihrer erschreckenden Auswirkungen seltsamerweise eine unheimliche Anziehungskraft auszuüben vermag. Diese Kleinschrift verdiente wirklich eine Massenverbreitung.

Linz a. d. D. Prof. Josef Knopp

Adventsepistel. Von Heinrich Suso Braun. — **Der Schimmer von Bethlehem.** Von Joseph Bernhart. (Je 32.) (Sammlung Sigma.) München 1957, Verlag Ars sacra. Bibliophile Ausgabe, japanisch gebunden, mit farbigem Büttenumschlag und zweifarbigem Text auf Büttenpapier. Geschenkausstattung je DM 2.50.

Suso Brauns Adventsepistel tastet mehr an der menschlichen Oberfläche herum und befaßt sich mit den natürlichen Werten (Stimmung, Spiel, Tannengrün, Lichterglanz). Wir sind nicht „spielend Gott am nächsten" (S. 21), sondern wenn wir uns sakramental mit ihm vereinigen. Christliche Gottbegegnung geschieht auf wesentlich höherer Ebene als in Stimmung, Lichtzauber und Spiel, nämlich real-sakramental.

Joseph Bernhart versucht mittels einer schlichten Legende, die weltumwandelnde Macht der weihnachtlichen Gottbegegnung darzustellen. Er läßt aus einem häßlichen, ichverkrampften Hirtenmädchen durch die Einkehr der heiligsten Personen in seinem Stalle ein opferbereites, geläutertes, von innerer Schönheit strahlendes Gotteskind werden; die Analogie zu den Wirkungen der sakramentalen Einkehr ist leicht einzusehen.

Dein Weg zur Kirche. Von Friedrich Richter. II. Mit der Kirche leben. III. Leben aus der Gnade. IV. Die Gebote Gottes (Je 64.) Berlin, Morus-Verlag. Je Heft DM 1.50.

Hier schreibt ein Konvertit, der 25 Jahre evangelischer Pfarrer war, seinem Freund schlichte Briefe. Ihr Zweck ist nicht kämpferisch-apologetische Auseinandersetzung mit dem Protestantismus, sondern einfache positive Darlegung des katholischen Glaubens, die Zeile für Zeile die tiefe persönliche Überzeugung und das selige Glück über die Heimkehr des Verfassers in unaufdringlicher Weise dokumentiert. Heft II ist ein gedankentiefer Gang durch das Kirchenjahr an Hand der Liturgie der Herrenfeste, ein sachliches Bekenntnis zur Gottesmutter und der Engelwelt und ein Blick in das Fegefeuer. Im Heft III werden die heiligen Sakramente in ihrer unschätzbaren Werthaftigkeit vor dem Leser ausgebreitet. Heft IV befaßt sich mit der praktischen Befolgung der Gebote Gottes im privaten, sozialen und politischen Bereich. Aus dem Ganzen ist eine kompakte, kurze, für jedermann verständliche und mit warmem Herzen geschriebene Glaubens- und Sittenlehre geworden.

Das Herz der Mutter. Gedanken zur Familienweihe. Von Hans Erich Russ. (32.) Linz a. d. Donau, Verlag Veritas. S 3.—.

Ein lebhaftes Gespräch zwischen einem Arzt und einem Pfarrer stellt das Wesen der modernen „Herz-Verehrungen" bar jeder romantischen Schwärmerei und Süßlichkeit dar. Man wird sich klar, was Maria als Jungfrau und Mutter, als Magd und Königin uns Heutigen zu sagen hat. Nach dem Familien-Weihegebet Pius' XII. bietet der Verfasser eine Zusammenstellung marianischer Schriftstellen des Neuen Testamentes. In Massen auf die Schriftenstände!

Die heilige Ursula. Von Schwester Angela, Ursuline. (36.) München 1957, Verlag Ars sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Keine aszetische Schrift, sondern der Versuch, durch das verfilzte Gehege der Legende zur geschichtlichen Wahrheit durchzustoßen. Man erfährt Interessantes über die frühchristliche Zeit am Niederrhein, über Zahl, Namen und Todesart der heiligen Jungfrauen, über den Wert der geschichtlichen Quellen, über die weite Verbreitung der St.-Ursula-Verehrung. Fünf schöne Tiefdruckbilder veranschaulichen den Text.

Mädchen und Frau. Von Maria Liobgid Ziegler. (88.) Donauwörth 1957, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. DM 1.20.

Die Jugend neigt dazu, überkommene Formen des Anstandes in Bausch und Bogen abzulehnen. Gewiß verbarg die bürgerliche Etikette viel Unechtes und Falsches, aber man schüttete nicht selten das Kind mit dem Bade aus. In diesem „Gespräch über Lebenshaltung und Anstand" (Untertitel) versucht die Verfasserin, unsere weibliche Jugend zu überzeugen, daß äußere Formen nicht nur Ausdruck einer inneren Haltung

sind, sondern daß sie auch den Charakter langsam zu ändern vermögen. Sie stellt die vielsagende Gleichung auf: Gutes Benehmen ist Tugendhaftigkeit. Was sie dann über den Anstand Gott gegenüber, über Körper- und Schönheitspflege, Kleidung und Mode, Tischdecken und Servieren, Besuche und Briefe, Geschenke, Freundschaft und Liebe sagt, ist nützlich, praktisch, leicht verständlich und von christlichem Geiste beseelt.

Triebkräfte-Charakter. — Ich packe das Leben an! — Die geheimnisvolle Stimme. — Christus und Du. Alle von P. Saturnin Pauleser OFM. Je (32.) Mit 4 Kunstdruckbeilagen und farbigem Titelbild. Miltenberg am Main 1957, Christkönigsbund. Je DM —.60. Bei Mehrbezug Ermäßigung.

Paulesers Kleinschriftenreihe „Der ganze Christ", flott und volkstümlich geschrieben, mit vielen interessanten, leicht einprägsamen Beispielen aus dem Leben gespickt, ist für den Schriftenstand bestens zu empfehlen; sie wird von jung und alt gern gelesen. Man könnte sie auch als Lesehefte unter den Jugendlichen zirkulieren lassen, nachdem man das Thema einmal in einer Heim- oder Schulstunde behandelt hat.

„Triebkräfte-Charakter" zeigt dem Jugendlichen den Sinn seiner vielgestaltigen Triebe und die Wege zu ihrer Beherrschung. „Ich packe das Leben an" stellt die Eigenart der vier Temperamente dar (klassische Übersichtstafel!) und behandelt Sinn und Beherrschung der Geschlechtskraft. Im Heftchen „Die geheimnisvolle Stimme" geht es um Gewissen, Sünde, Reue, Beichte; in „Christus und Du" um Gebet, Tabernakel und Kommunion.

Propheten oder Gaukler? Der Christ und die Astrologie. Von Utto Riedinger O. S. B. (32.) München 1957, Verlag J. Pfeiffer. Geh. DM —.60.

Es ist ein alte Erfahrungstatsache: Wo der echte Glaube schwindet, macht sich Afterglauben breit. Wie ein Schwamm wuchert in unseren krisenhaften Zeiten ein blindes Vertrauen in die völlige Schicksalsverbundenheit und den ehernen Mechanismus der Gestirne in den Herzen Gebildeter und Ungebildeter. P. Riedinger rückt mit klarer Beweisführung dem Unsinn der Geburtshoroskope und astrologischen Zukunftsdeuterei scharf zu Leibe und brandmarkt Grunddogma und Grundtatsachen der Astrologie als teuflischen Verrat am christlichen Vorsehungsglauben. Dieser Kleinschrift kann man nur die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr

Sag es deinem Kinde! Von Hans Wirtz. Die geschlechtliche Erziehung. (113.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum.

Erziehungsbücher schießen wie Pilze aus dem Boden. Ein Zeichen, daß richtige Erziehung Mangelware wurde. Wirtz schreibt aus der Praxis und für die Praxis. Ihm ist Erziehung ein persönliches Anliegen. So gelingt ihm auch, ohne jede Beschwerung mit Theorien, eine lebendige Darstellung der wesentlichen Erziehungsaufgaben. Dabei geht es nicht allein um geschlechtliche Erziehung, wie man aus dem Titel und Untertitel vermuten könnte, wenngleich diese besonders hervorgehoben wird, sondern um allgemeine Erziehung. Fragen wie: Vorgeburtliche Erziehung, Nestwärme, Lohn — Strafe, Wunscherfüllung, Geschwisterreihe, Spiel, Aufklärung, Film, Onanie usw. werden erörtert. Die Behandlung verrät den fachlich versierten, gewissenhaften Praktiker. Trotzdem seien einige Bemerkungen gestattet. Der Begriff „geschlechtliche Erziehung" (S. 6) scheint mir zu weit gefaßt zu sein. Ob die Hormonaltätigkeit in diesem frühen Alter (S. 15) wirklich diese Rolle für das Geschlechtliche spielt, ist zu bezweifeln. Lustempfindungen nach der Art, wie Seite 14 erwähnt, sind wohl primär allgemein sinnliche Gefühle und könnten sicherlich sekundär sexuell verarbeitet werden. Manche Gedanken könnten leicht „ins Gemachte" übergleiten (S. 33, 35). Das tut der Werthaftigkeit dieses Schriftchens keinen Eintrag. Den Eltern ist es zur raschen und gediegenen Erziehungsorientierung bestens zu empfehlen.

Linz a. d. D. DDr. Alois Gruber

Die große Chance der Gewissensbildung. Von Lilly Zarncke. (32.) Mit 4 Abbildungen. Berlin, Morus-Verlag. DM —.30.

Eine Hilfe für die Gewissensbildung des Kleinkindes. „Das Kind ist noch viel zu klein"; „das kommt später im Religionsunterricht"; „wenn es erst mal in die Schule geht"... Gegen solche Irrtümer zeigt die Verfasserin in kurzen und praktischen Bei-

spielen und Erklärungen den richtigen Weg, um die „große Chance" in der Erziehung zum Gehorsam, zur Ehrlichkeit und zur Wahrhaftigkeit nicht zu verpassen. Sehr zu empfehlen in die Hand der Eltern und als Behelf für Mütterrunden.

Zwischen Matt Talbots gefalteten Händen. „Idyll" eines irischen Arbeiterapostels. Von P. Joh. Dec. Bruckner. (22.) Selbstverlag der Kalasantiner, Wien XV., Gebrüder-Lang-Gasse 7. S 7.—.

Pater Bruckner ist ein Arbeiterpriester, der die seelische Not des Volkes sieht. Hier will er in kurzen, besinnlichen Gedichten ein Ziel der Geborgenheit aufspüren lassen, um aus der eigentlichen Heimat des Menschen Kraftreserven für die Meisterung des Arbeiterlebens zu holen. Der Arbeiter Matt Talbot spricht diese Gedichte aus seinem eigenen Erleben als Hafenarbeiter in Dublin, einst Trinker und Krakeeler, dann Büßer und Apostel. Die Sprache ist entsprechend dem Milieu hart und herb, vielleicht etwas zuwenig klar und durchsichtig.

Garsten (OÖ.) Joh. Silberhuber

Geweihte Hände in Fesseln. Priesterweihe im KZ. 3. Auflage (48.) 1956. DM —.60. — **Schenkende Hände.** Helferinnen der KZ-Priester. 2. Auflage. (36.) DM —.50. Beide von Otto Pies S. J. Verlag Päpstliches Werk für Priesterberufe, Freiburg i. Br., Wintererstr. 1.

Im ersten Heft bringt der bekannte Autor einen Auszug aus seinem Werke „Stephanus heute", das bei Butzon und Bercker, Kevelaer, Rheinland, erschien und schon einige Auflagen erlebte (Leinen DM 5.80). So wie dort schildert er die ergreifenden Schicksale unseres lieben KZ-Kameraden Karl Leisner, der insgeheim von dem nunmehr schon verstorbenen KZ-Bischof Gabriel Piguet von Clermont-Ferrand im Lager Dachau zum Priester geweiht wurde. Er ist bald darauf an den Folgen der harten Haft gestorben.

Im zweiten Heft berichtet er vom Wagemut einer Lehrerin und eines jungen Mädchens, die auf abenteuerliche und gefahrvolle Weise immer wieder den im Lager schmachtenden Priestern Hilfe von außen vermittelten. Das Mädchen (Josefa Mack) ist unterdessen Klosterschwester geworden.

Als Leidensgenosse des Verfassers war mir vieles schon bekannt, was er berichtet. Mit den 700 anderen überlebenden Priesterkameraden von Dachau freue ich mich, daß unser lieber P. Pies in so sachlicher und dabei packender Form stille Helden einer großen Zeit vor dem Vergessensein bewahrte und ich betrachte es als ein Apostolat, diese beiden Schriften zu verbreiten.

Kronstorf (OÖ.) Pfarrer Leopold Arthofer

Gott braucht Brüder. Von P. Clemente Pereira S. J. (80.) Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, Cassianeum. DM 1.20.

Gott braucht Brüder, Ordensbrüder nämlich. Daran wird niemand zweifeln, der die Worte von Kardinal Frings liest: „Einen katastrophalen Rückgang haben wir bei den reinen Brüdergenossenschaften, von denen manche seit Jahren keinen einzigen Novizen mehr haben" (S. 7). Dies gilt aber nicht nur für die reinen Brüdergenossenschaften, sondern allgemein für die Ordensgenossenschaften in der heutigen Zeit. Es braucht also über die Aktualität eines solchen Werbeschriftchens, wie vorliegendes ist, kein weiteres Wort gesagt, sondern ihm nur weiteste Verbreitung gewünscht zu werden.

Schwaz (Tirol) Dr. P. Pax Leitner

Was hat das alles für einen Sinn? Von Josefine Klauser. (36.) München 1957, Verlag Ars Sacra, Josef Müller. Geh. DM —.70.

Der denkende Mensch läßt sich nicht apathisch und passiv sein „Schicksal" aufbürden, sondern fragt tausendmal in vielerlei Tonarten und Lautstärken nach dem Sinn und Grund. Klauser gibt nicht irgendwelche billige pathetische Antworten, sondern führt in ganz schlichten Überlegungen zum Ur-Grund unseres Seins: zu Gott. Von dort wird tapfer und gläubig end-gültige Antwort auf den Sinn aller Dinge und allen Geschehens gegeben. Ein Geschenk für jeden, der Orientierung braucht.

Mayrhofen i. Zillertal (Tirol) Josef Sterr